

Auszug aus dem Protokoll über die 5. Tagung der 10. Synode der EKD vom 5. bis 9. November 2006 in Würzburg zur Diskussion des Impulspapiers des Rates der EKD „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“

## **Erster Teil**

### **Präses Rinke**

Liebe Synodale! Wir setzen unsere Vormittagssitzung fort und kommen zu Tagesordnungspunkt IX. des Impulspapieres des Rates der EKD „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“. Ich bitte den Vortragenden, Herrn Landesbischof Bohl, uns in das Thema einzuführen.

### **Landesbischof Bohl**

Frau Präses! Hohe Synode! Oft ist es bei solchen Einbringungsreden so, dass ihr Ziel darin besteht, das Auditorium für die Angelegenheit zu interessieren. Ich darf davon ausgehen, dass Sie das Papier gelesen haben. Insofern will ich es gern kurz machen.

Das Ziel, das der Rat - und ich darf sagen: auch die Perspektivkommission - verfolgt, lässt sich in wenigen Worten und in großer Schlichtheit beschreiben, liebe Schwestern und Brüder. Es geht darum, einen Aufbruch anzustoßen, einen Aufbruch für unsere evangelische Kirche auf ihrem Weg in ihre Zukunft; weil die Situation, in der wir uns befinden, und weil die absehbaren Rahmenbedingungen für unser Handeln eben diesen Aufbruch erfordern. *Ecclesia est semper reformanda*, aber dennoch wird es von Zeit zu Zeit besonders wichtig sein, dass wir diesen Gedanken mit dem Impuls eines Aufbruches verknüpfen. Es geht darum, dass wir eine Perspektive gewinnen, dass wir eine einladende, missionarische Kirche werden - wachsen gegen den Trend. Das ist die Kurzfassung des Zieles, das wir mit diesem Text verfolgen. Diesem Ziel soll dieser Impuls dienen.

Wir haben uns bei der Erarbeitung von zwei ganz schlichten Leitfragen führen lassen. Die eine Leitfrage hieß: Was passiert, wenn nichts passiert? Wie wird sich unsere Kirche in 25 Jahren darstellen, wenn die jetzt erkennbaren Entwicklungslinien sich ungebrochen so fortsetzen?

Es hat in der Vergangenheit enorme Abbrüche gegeben. Unsere Kirchen sind schwächer geworden, was ihre organisatorische Gestalt betrifft, aber auch was ihre Fähigkeit betrifft, Menschen an die Botschaft von Jesus Christus zu binden. Diese Abbrüche werden die Zukunft mitbestimmen. Sie reichen in die Zukunft hinein, sie setzen sich fort. Das bedeutet, in nackten Zahlen ausgedrückt: Wir werden davon auszugehen haben, dass sich die Zahl der Gemeindeglieder bis zu dem Zieldatum 2030 um etwa ein Drittel vermindert, von 26 Millionen auf 17 Millionen. Wir werden gleichzeitig davon auszugehen haben, dass sich die Einnahmen, auf denen die Finanzierung unserer Arbeit beruht, eher halbieren werden. Es gibt geografische Unterschiedlichkeiten, im Osten ist es anders als im Süden Deutschlands; aber das ist, auf das Ganze beschrieben, die Linie, die sich ergibt, wenn sich die allzu gut bekannten Trends fortsetzen.

Die Diagnose heißt: Es handelt sich um ein hochexplosives Gemisch aus schwindenden Ressourcen und gleichzeitigem Verlust an geistiger Prägekraft, des Abbruches geistlicher Traditionen im Leben unserer Kirchen. Es kann dazu führen, dass die Handlungsmöglichkeiten stark eingeschränkt werden. Heute Morgen war in der Einbringung zum Haushalt die Rede davon, dass das auch zu Handlungsunfähigkeit führen könnte. So viel also zur ersten Leitfrage.

Die zweite Leitfrage hieß: Was tun? Dabei gehen wir davon aus, dass es um des eingangs zitierten Zieles willen und auch wegen des Grundsatzes von der Kirche, die immer wieder aufgerufen ist, sich den Herausforderungen der Zeit zu stellen, einfach nicht infrage kommt, die Dinge so laufen zu lassen, wie sie sich abzeichnen. Es ist gut, dass es Chancen gibt, die wir ergreifen können, Chancen, die zum Beispiel mit dem noch diffusen Phänomen der Wiederkehr der Religion beschrieben sind. Dahinter verbirgt sich sicherlich die Möglichkeit von Chancen, die wir so über lange Zeit nicht gehabt haben.

Chancen liegen auch darin, dass die innerkirchliche Situation zu Hoffnungen Anlass gibt, weil wir uns über vieles nach der wegweisenden Synode von 1999 in Leipzig einig geworden sind. Das Papier will dann die möglichen Aktivitäten und Akzentuierungen beschreiben und sagt das in vier Kernsätzen.

1. Geistliche Profilierung statt verwaschener Aktivitäten; wobei vorausgesetzt ist, dass es Aktivitäten mit diesem Prädikat gibt.
2. Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit. Nicht überall müssen wir alles tun und anbieten, aber wir müssen an jedem Ort in unserem Profil erkennbar bleiben.
3. Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Hergebrachtem.
4. Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit. Damit ist gesagt, dass es so etwas wie das Phänomen der Selbstgenügsamkeit unter uns gibt.

Es geht dem Papier in dieser vierfachen Beschreibung der Aktivitäten um einen Kommunikationsprozess, von dem wir uns erhoffen, dass er einen Wandel der Mentalitäten in unserer Kirche zur Folge hat; einen Mentalitätswechsel also, ohne den jedenfalls der Gewinn einer Wachstumsperspektive für uns nicht möglich ist. Es kommt also darauf an, dass unsere Haltung dem Ziel dient, wachsen zu wollen. Ob die Kirche wachsen wird, ist eine andere Frage. Uns liegt ganz besonders daran, dass dies verstanden und gehört wird: Es geht um einen geistlich-theologischen Impuls. Ob das, was wir intendieren, gelingt, ob es zu einer Wirklichkeit wird, an der wir uns dann auch freuen können, steht in der Verfügung des Herrn der Kirche. Sein Segen ist uns gewiss. Aber wir wissen ja auch, dass wir uns diesem Segen in den Weg stellen können. Ebenso ist es uns allerdings auch möglich, dem Segen des Herrn Wege zu bereiten, damit er wirksam werden kann unter uns und in unserer Welt.

Wir wollen uns mit den Kräften, die uns zur Verfügung stehen, mit den geistlichen, den geistigen und auch den höchst weltlichen Ressourcen wehren gegen eine Entwicklung, die unser Kirche-Sein und den Auftrag dieser Kirche, Christus zu bezeugen, beschädigen könnte.

Wichtig ist als nächster Punkt aus meiner Sicht, hervorzuheben, dass das Papier die Prozesse aufnehmen will, die in den Landeskirchen bereits landauf, landab stattfinden und sie verstärken und in einer gewissen Weise zielorientiert fortführen möchte.

Die Organisation der Kirche soll verbessert werden. Wir haben heute Vormittag davon gehört, dass es wichtig ist, ein Kennziffernsystem einzuführen und Benchmarks zu erarbeiten, was beispielsweise die Verwaltung einer Landeskirche in den einzelnen Bereichen ihres Handelns kosten darf.

Ein weiterer Reformprozess betrifft die Konzentration auf die Kernaufgaben, die das Kirche-Sein in dieser Zeit von uns erfordert. Es geht darum, unsere Stärken zu entdecken und diese Stärken dann auch entschlossen herauszustellen und weiter zu stärken. In all dem wollen wir den Auftrag der Kirche, das Evangelium zu bezeugen, herausstellen und die Mission als das Zentrum unseres Verständnisses vom Kirche-Sein in den Vordergrund rücken.

Erinnern möchte ich daran, dass es natürlich nicht darum geht, Zentralvorgaben zu machen – auch keine ekklesiologischen. Die Bedeutung unserer Landeskirchen und die Beschreibung ihres Miteinanders sind uns erstens vertraut und zweitens auch lieb. Es geht um einen Impuls. Selbstverständlich entscheidet jeder, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, über die Art und Weise, wie er oder sie den Impuls aufnimmt oder ihn gegebenenfalls anders akzentuiert.

Sehr ungewöhnlich ist es – jedenfalls nach meiner Wahrnehmung – für ein kirchliches Papier, dass höchst konkrete Ziele benannt werden; das verbirgt sich ja jeweils zum Schluss jedes Kapitels unter den zwölf Leuchtfedern. Leuchtfeder sind, wie auch immer man sie konnotieren mag, auf jeden Fall Orientierungspunkte, Landmarken. Vielleicht ist das auch eine Bedeutung des Bildes vom Leuchtfeder, auf die wir uns verständigen können.

Die Leuchtfeder sind in vier Kapiteln gruppiert. Bei den Kernangeboten kirchlichen Handelns geht es um die Stärkung der geistlichen Prägekräft; wie wir unser besonderes konfessionelles Verständnis profilieren können, und zwar in einer solchen Weise, dass die Menschen in ihrem alltäglichen Leben davon erreicht werden, dass sie davon profitieren können und dass sie davon geprägt werden.

In diesen Zusammenhang gehört das wichtige Stichwort von der Qualitätssicherung. Das hat auch etwas damit zu tun, dass wir in einer Zeit vagabundierender Religiosität leben und gut beraten sind, wenn wir uns auf das unverwechselbar Eigene unserer reformierten Konfession besinnen, die geistliche Prägekräft stärken.

Das Zweite: Die Mitarbeitenden in unseren Kirchen werden besonders in den Blick genommen, weil jedem deutlich ist, dass der angestrebte Mentalitätswandel voraussetzt, dass sich diejenigen, die die Kirche in ihrem haupt- oder ehrenamtlichen Engagement tragen, in diesen Prozess einbringen. Die Pfarrerinnen und Pfarrer werden als Schlüsselberuf für unsere Kirche herausgestellt und gewürdigt. Für sie wird es darum gehen, unter den Bedingungen der Zukunft zusätzliche Kompetenzen zu erwerben und die vorhandenen Kompetenzen zu pflegen. Insofern wir von einem Beruf sprechen, ist es auch angemessen, von Parametern zu sprechen, die in das Berufsleben hineingehören, z. B. von Leistung und Erfolg.

Das dritte Kapitel profiliert das Handeln unserer Kirche in der Welt, in der Diakonie und in der Bewährung des Bildungsauftrages, der zweifellos zum Eigenen der Kirchen der Reformation gehört. Damit wollen wir einen Beitrag zur Humanisierung der Gesellschaft leisten, und das durchaus angesichts der in dieser Zeit feststellbaren Krisen in der gesellschaftlichen Entwicklung. Es geht auch hier wieder um Konzentration. Mir persönlich ist es sehr lieb, den Gedanken zu verfolgen, wie wir die

zwölf bedeutendsten Lieder, Gebete und Bibelgeschichten profilieren und wirkmächtig machen können.

Ein viertes Kapitel handelt von der Selbstorganisation, wobei ich denke, dass besonders der Gedanke der Dienstleistungszentren einer näheren Diskussion würdig ist. Es geht um Effektivitätssteigerung und um die Vermeidung von Doppelarbeiten. Ich persönlich möchte sagen, dass der Impuls bezüglich der Zahl der Landeskirchen eine öffentliche Wahrnehmung gefunden hat, die vor dem Hintergrund des Gesamtkontextes des Papiers doch eher als überzogen erscheinen muss.

Zum Schluss eines, liebe Schwestern und Brüder: Es geht keinesfalls um eine punktuelle Aktivität, die Veröffentlichung eines Papiers. Wir freuen uns darüber, dass es selten zuvor eine solch hohe Nachfrage gegeben hat; das Kirchenamt hat inzwischen 25 000 Exemplare versandt. Es geht auch nicht um den zweiten Punkt, den Zukunftskongress in Wittenberg im Januar, sondern es geht um eine langfristige Dimension, zunächst mit Blick auf das Reformationsjubiläum 2017 und dann auf das Jahr 2030.

Es wird darauf ankommen, dass wir den Prozess gemeinsam gestalten. Die Grundordnung der EKD weist der Synode die Aufgabe zu, dem inneren Wachstum der Kirche zu dienen. Das ist eine wunderbare Beschreibung. Gerade auf den Beitrag der Synode als einem Akteur im Reformprozess richten sich große Erwartungen. Wenn dem inneren Wachstum gedient wird, wird wohl auch das äußere Wachstum gelingen können.

Im Übrigen möchte ich noch dem Synodalen Schumacher sagen, dass die Begleitung im Gebet hilfreich war.

### **Präses Rinke**

Herzlichen Dank für die Vorstellung des Impulspapiers durch Landesbischof Bohl. Wir kommen zur Aussprache. Wir versuchen sie so zu strukturieren, dass wir zunächst den allgemeinen Teil und dann die einzelnen Punkte aufrufen.

### **Synodaler Dr. Bukowski**

Frau Präses, liebe Schwestern und Brüder! Der Rat hat uns ein Impulspapier vorgelegt. Einen Impuls muss man gar nicht so sehr analysieren oder kritisieren. Die Dinge sind eigentlich ganz einfach: Ein Impuls will etwas anstoßen, will in Bewegung setzen. Gelingt das, ist es gut; gelingt es nicht, war der Impuls ein Flop.

So gesehen, gebühren der Perspektivkommission und dem Rat Dank und Respekt. Sie haben mit ihrem Papier „Kirche der Freiheit“ etwas angestoßen bzw. denen, die sich schon an ähnlichen Stellen Gedanken machen, einen neuen Schub gegeben. Sie haben also ihr erstes Ziel erreicht. Das Moderamen des Reformierten Bundes etwa lässt sich gerne mitnehmen. Wir veranstalten zusammen mit den reformierten Delegierten des Zukunftskongresses im Dezember eine Tagung zum Impulspapier. Eine weitere Tagung wird im nächsten Jahr folgen. Seien Sie gewiss: Wir werden in Wittenberg motiviert und gut präpariert auflaufen. Vielleicht könnte die nächste Tagung dann in Barmen, auch einem wichtigen Ort des deutschen Protestantismus, stattfinden.

Lassen Sie mich aus meiner Sicht benennen, was uns besonders motiviert. Zunächst und als Wichtigstes: Laut Ihrem Papier ist Kirche der Freiheit dann Kirche der Freiheit, wenn und sofern sie sich von ihrem Wesen und Auftrag her über ihren zukünftigen Weg verständigt. Deshalb lautet ihre wichtigste Maxime: geistliche Profilierung.

Das hebt sich wohltuend davon ab, wie „Kirche der Freiheit“ in der Vergangenheit konnotiert werden konnte. Da kippte nämlich bisweilen die richtige Erkenntnis, dass die biblische Botschaft auch aus kirchlicher Verkrustung und Bevormundung befreit, in die falsche Konsequenz, nun auch all das, was an problematischer Entkirchlichung, an Dekonzentration, ja an Verlotterung zu vermerken ist, irgendwie noch reformationstheologisch einzuholen. Da wurde in der Vergangenheit das Nicht-zum-Gottesdienst-Gehen am Ende noch schöngeredet als die Betätigung der reformatorischen Freiheit. Das hat uns richtig geschadet und zu unserer Selbstsäkularisierung beigetragen.

Wie wohltuend ist dagegen das Impulspapier, das einschärft, wie der Kirche Freiheit aus Konzentration auf ihre Botschaft erwächst! Weil dieser Grundgedanke so schön ist, werden wir ihm in Zukunft ruhig noch ein wenig mehr theologisches Profil geben dürfen.

Wir haben im Interview von Bruder Gundlach erfahren, dass das Papier etwas zurückhaltend in explizierter Theologie ist, um jetzt erst einmal möglichst viele mitzunehmen. Ich muss sagen, das hat mich gefreut. Ich hatte nämlich einen Augenblick lang den Verdacht, sie hätten sich zu sehr bei dem Sektor praktischer Theologie Rat geholt, der programmatisch meint, auf materiale Glaubensaussagen verzichten zu müssen. Die Weise, wie Sie Troettsch zitieren, hatte mich auf diese Fährte geführt. Jetzt konnte ich also zur Kenntnis nehmen, dass der Theologieverzicht pragmatisch gemeint war.

Ich glaube, wir müssen aber auch gar nicht so vorsichtig sein bezüglich theologischer Inhaltlichkeit. Ich erinnere nur daran, dass die EKD-Synode in Leipzig einmütig theologische Selbstfestlegungen beschlossen hat, die sich hier gut implementieren ließen.

Außerdem ruft der Ansatz des Papiers geradezu danach, im Gefälle von Barmen VI weiter ausformuliert zu werden. Da heißt es: Die Kirche gewinnt ihre Freiheit im Gehorsam zum Auftrag, Gottes freie Gnade auszurichten an alles Volk. Wenn wir das ausführen, haben wir zweierlei gewonnen. Zum einen wird deutlich, dass Profilzeigen heißt, die Facetten des Evangeliums zum Leuchten bringen, und nicht etwa, dass die Kirche sich selbst zum Profil erklärt. Zum anderen: Wenn wir nach den inhaltlichen Kriterien für Qualitätsprüfung fragen, wird sich die Theologie der VI. Barmer These als orientierend erweisen.

Noch vier kurze Hinweise:

Erstens: Ich denke, wir werden in Zukunft das Verhältnis zwischen versammelter Gemeinde vor Ort und anderen Gemeindeformen und ausstrahlungsstarken Begegnungszentren noch etwas genauer anzuschauen haben. Reformierte werden darauf achten, dass das Wahrnehmen der neuen Möglichkeiten nicht auf Kosten einer Hochschätzung der versammelten Gemeinde geht. Gerade das, was uns Bischof Walker vorgetragen hat, hat noch einmal eindrücklich an die unverwechselbaren Chancen gerade der Ortsgemeinde erinnert. Ich sage nur in Klammern: Das Kirchenamt täte uns einen guten Dienst, wenn der nächsten Materialsendung der von Bischof Walker zitierte Aufsatz „Bowling alone“ beigelegt würde. Für mich war die Lektüre dieses

Aufsatzes ein Damaskuserlebnis bezüglich der Wiederentdeckung der Chancen von Gemeinde vor Ort. Der Aufsatz täte unserer Fortbildung und Motivierung einen guten Dienst, er lässt sich gut auf englisch lesen.

Zweitens: Wir werden über das Verhältnis synodaler Entscheidungsstrukturen und Formen moderner Führungskultur sicher noch weiter nachdenken müssen. Ohne Denkverbote, aber freilich auch ohne Vergesslichkeit bezüglich der Stärken unserer presbyterialen Ordnung und auch ohne überbeeindruckt zu sein von Formen von Managementleitung, die neben ihren Licht – auch deutlich ihre Schattenseiten in die Gesellschaft werfen.

Drittens – und dieser Punkt ist mir wichtig –: Wir werden in Ruhe über landeskirchliche Grenzen nachdenken müssen. Vielleicht und hoffentlich ist Ihnen aufgefallen, dass die beiden reformiert geprägten leitenden Geistlichen in dieser Frage deutlich ruhiger geantwortet haben, als die Fragesteller aufgeregt gefragt haben.

Wir Reformierte hatten Anlass genug, uns mit solchen Fragen zu beschäftigen. Uns ist ein Gedanke sehr hilfreich geworden von Comenius, der einmal über die „sterbende Kirche“ nachgedacht hat. Damit ist natürlich nicht die im *credo* bekannte Kirche gemeint, aber gerade der Glaube an die Gegenwart des Auferstandenen bei den Seinen ermutigt und befähigt dazu, den Gedanken auszuhalten, dass die menschlichen Strukturen, Ausformungen und Konstellationen von Kirche der Vergänglichkeit anheim gestellte Gebilde sind, dass alles Menschliche in der Kirche auch dem Sterben anheim gestellt ist. Sie wissen, wie ungeistlich es in einer Gemeinde werden kann, wenn ein Pfarrer nicht den Mut hat, etwa einen Gemeindekreis in Würde – in Würde! – sterben zu lassen.

Es ist eben Ihm, dem Christus, die Macht und unvergängliches Leben gegeben, und nicht uns. Das bewahrt uns vor ungeistlichem Klammern, befreit uns freilich auch, genau zu prüfen, ob und wo transformierende Prozesse faktisch und praktisch sinnvoll sind. Wir haben also im Blick auf Fusionsfragen keine vorgängigen Vorbehalte. Wohl aber glaube ich, dass auch im Blick auf Fusion evangelische Nüchternheit und Ideologiekritik hilfreich sind.

Zuletzt ziehe ich nun an einem Punkt vor der Kommission – und übrigens auch vor dem Rat und der Kirchenkonferenz – meinen Hut. Denn, wenn ich das einmal salopp sagen darf: Ihr seid die Einzigen, die ab heute – was sage ich: ab gestern – immer danach gefragt werden, wie Ihr es in Euren Reihen mit der Qualitätskontrolle haltet.

Wäre in der Perspektivkommission auch nur ein einziger praktizierender Gemeindepfarrer oder -pfarrerin gewesen – was der Kommission gut getan hätte –, hätten sie Euch vielleicht gewarnt. Jetzt müsst Ihr da durch, und Eure Vorbildfunktion bekommt eine deutlich neu profilierte Facette, nämlich Vorbilder zu sein in der Freiheit zur Selbstkritik, in der Bereitschaft, eigene Qualität prüfen zu lassen. Das kann bis zu der Frage gehen, ob bei öffentlichen Anlässen der dazu Gewählte das Wort nimmt oder der, der es am besten kann. Ja, das werden die Pfarrer fragen. Dazu braucht Ihr viel Kraft und Solidarität. Erstes wünsche ich Euch, Letzteres möchte ich Euch versichern.

### **Synodaler Eberl**

Peter Bukowski und ich, wir machen zwar zusammen Kabarett, wir haben uns aber nicht abgesprochen.

Ich wechsele von Barmen VI zu Barmen III. Die Frage, wie unsere Kirche geleitet wird, ist nicht nur eine Frage der Effektivität, sondern es ist eine eminent theologische Frage. Das lernen wir in der Barmer Theologischen Erklärung.

Ein kurzes Zitat aus dem Perspektivpapier. Da gilt es unter der Überschrift „Öffnung für moderne, schnelle Entscheidungswege“ Folgendes wahrzunehmen zu unserer Synodalstruktur:

„Die jetzigen synodalen Strukturen, die ganz überwiegend den Gedanken der Partizipation und Beteiligung in die Mitte stellen, sind in bewusster Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt entstanden und bedürfen – wie andere kirchliche Handlungsfelder auch – einer kritischen Prüfung im Blick auf ihre Zielorientierung und Effektivität.“

Synoden sind wirklich nicht effektiv. Wenn wir uns selbst betrachten, müssen wir das eingestehen. Wir brauchen relativ viel Zeit, wir schaffen in dieser Zeit relativ wenig weg. Wenn wenige die Entscheidung treffen, dann geht es schneller, und man kann es vielleicht auch leichter nach außen hin kommunizieren. Wir wissen, wie viel Mühe unsere Presseleute haben, all das anderen zu vermitteln, was hier passiert. Aber die Synoden sind Ausdruck dessen, dass wir glauben, dass Gott den Menschen in unseren Gemeinden so viele Gaben geschenkt hat, dass wir nicht auf diese Einsichten, auf diese Gaben, auf die Ideen verzichten können und sie einbringen müssen in einen Diskurs, der Beteiligungskirche erst ermöglicht.

Dies gilt sowohl in der Horizontalen als auch in der Vertikalen. In der Horizontalen, was die verschiedenen EKD-Gremien angeht. Wie funktioniert da unsere Kommunikation? Und es gilt vor allen Dingen für die Vertikale. All die Menschen, die hier sitzen, sind in der Regel Mitglieder von Landessynoden, Kreissynoden oder Mitglieder von Presbyterien und sind dazu da, ihre Erfahrungen und ihre Ideen, all das Wunderbare, was sie vor Ort erleben, aber auch all das Schreckliche, hier einzubringen in das Gespräch darüber, welche Richtung unsere Kirche nehmen soll. Das ist dann nicht nur eine Frage von Effektivität, wo wir sehr viel von Unternehmen lernen könnten, sondern es ist auch eine Frage der theologischen Grundorientierung, wenn man so will, eine Frage des dritten Artikels. Was trauen wir dem Heiligen Geist unter uns zu?

Wenn im Perspektivpapier gesagt wird, das alles muss doch auch in bewusster Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt geprüft werden, dann erlebe ich in unserer gesellschaftlichen Umwelt durchaus ähnliche Einsichten. Wer das letzte Buch von Hartmann von Hentig gelesen hat mit dem Titel „Bewährung. Von der nützlichen Erfahrung, nützlich zu sein“, der wird angeregt, genau nach diesen Beteiligungsstrukturen zu fragen. Das gilt für die Jugendarbeit, das gilt für die Erwachsenenbildung, das gilt für die Schulen, und das gilt auch für eine Synodalstruktur, in der wir uns zusammenfinden. Die Synodalstruktur, das heißt die presbyterial-synodale Ordnung, ist nicht eine organisatorische Beliebigkeit, sondern ist entstanden in den Gemeinden unter dem Kreuz als bewusste Entscheidung: wir gestalten Leitung unserer Kirche so, dass die geistlichen Elemente, von denen wir getragen werden, recht zur Geltung kommen.

Zu anderen Fragen des Impulspapiers sage ich später etwas. Danke.

## **Synodaler Heidel**

Frau Präses, Herr Ratsvorsitzender! Kirche der Freiheit – viele sympathische Impulse habe ich gelesen, über die ich mich auch deswegen teilweise gefreut habe, weil das, was als Impuls vorgestellt wird, in Baden bereits Wirklichkeit ist. Zu manchem würde ich gerne kritisch reden. Ich möchte mich aber auf drei Fußnoten beschränken, die mich zu drei Fragen führen, auf die ich keine Antwort habe, von denen ich aber annehme, es könnte sinnvoll sein, über sie nachzudenken.

Erstens. Ich unterschätze nicht die Bedeutung einer kirchlichen Struktur- und Organisationsreform. Ich weiß natürlich, was uns die Barmer Theologische Erklärung gelehrt hat über die Bedeutung der äußeren Gestalt von Kirche. Doch frage ich mich: Geistlicher Aufbruch – braucht es da nicht auch anderes als Management, kirchliche Struktur- und Organisationsreform? Ich will keine falsche Alternative aufbauen. Es braucht auch das. Aber kommen andere Töne im Impulspapier nicht ein wenig zu kurz? Ich möchte zwei kleine, ganz banale Hinweise geben, die vielleicht andeuten mögen, worum es mir geht.

Manchmal habe ich das Gefühl, dass wir ein kleines Problem damit haben, dass wir nicht immer tun, was wir predigen und reden. Wir sagen zum Beispiel, die Leistung zählt nicht. Stimmt das? Wie gehen wir miteinander um? Ich weiß noch, wie ich als junger Synodaler in die Landessynode zum ersten Mal kam und Angst hatte zu reden, weil ich mich nicht traute. Was sind das für Atmosphären? Wir hatten bei uns in der Badischen Landessynode eine Betriebsrätin, eine fromme Frau, die nach der Hälfte der Amtszeit ausschied und sagte: „Hier reden ja nur die Akademiker. Ich traue mich nicht.“ Oder: In der Eröffnungspredigt hieß es, es geht nicht darum, dass wir unsere Interessen verfolgen müssen. Ist das so bei uns in der Kirche? Wie gehen wir mit Interessen, wie gehen wir mit Karriereabsichten um?

Machen unsere Gottesdienste, macht unser Tun deutlich, was es heißt, das wir in der Liebesgeschichte Gottes stehen? Wird das wirklich erfahrbar? Ich erinnere an das, was wir heute in der Morgenandacht gehört haben. Auch hier nur ein kleiner Fingerzeig: Ich fand es fast als Symbol, dass beim Eröffnungsgottesdienst unsere muntere Unterhaltung erst dann verstummte, als die Fernsehkameras eingeschaltet wurden. Wie ist das mit dem „Gott ist gegenwärtig, alles in uns schweige“? Geistlicher Aufbruch ja, Erweckung ja, auch mithilfe von Organisations- und Strukturreform, aber bedarf es nicht noch etwas anderem?

Zweitens. Herr Ratsvorsitzender, Sie schreiben in Ihrer Einleitung: „Der Dialog der Religionen, die weltweite Ökumene, die internationale Vernetzung der Evangelischen Kirche in Deutschland, und das gemeinsam verantwortete weltweite Gerechtigkeitshandeln (...) werden in diesem Text nicht eigens thematisiert.“ Zunächst habe ich sehr viel Sympathie dafür, dass sich das Papier beschränkt. Wir leiden ja manchmal in unserer Kirche darunter, dass wir versuchen, mit einer Klappe alle Fliegen dieser Welt treffen zu wollen und treffen deswegen gar keine. Aber ist hier die ökumenische Dimension richtig aufgehoben? Erlauben Sie mir als Nichttheologen, dass ich mir die Freiheit nehme, biblische Bilder ganz schlicht und theologisch sicher fragwürdig zu benutzen. Kann der Fuß seine Funktion und Gestalt definieren ohne Blick auf den Leib? Das meine ich mit ökumenischer Grunddimension, nicht, dass wir immer Ökumene reden müssen. Aber können wir unser protestantisches Gefühl verstehen, ohne zu wissen, wo wir stehen, wie wir stehen in diesem einen Leib Christi?

Drittens. Im „Leuchtfeuer 1“ heißt es, im Jahr 2020/2030 ist die evangelische Kirche nahe bei den Menschen. Ich verstehe, was damit gemeint ist. Aber merken Sie, da ist

eine Spannung zwischen Kirche und den Menschen. Ist die Kirche eine Gemeinschaft von Menschen, oder ist sie nahe bei den Menschen. Denken wir nicht viel zu sehr von der Struktur her? Ist Kirche zuerst eine Organisationsform oder die Gemeinschaft der Glaubenden? Müssen wir nicht fragen, wer sind unsere Glaubenden, wer sind wir als Kirche im Jahr 2030? Was macht Kirche, wenn zum Beispiel unter unseren Mitgliedern die Spannung zwischen Arm und Reich größer wird? Was heißt das für die eucharistische Gemeinschaft? Welche Gestalt brauchen wir da? Müssten wir nicht viel stärker von der Kirche als Gemeinschaft der Glaubenden her denken, und müssten wir nicht fragen, was für eine Kirche brauchen die Menschen im Jahr 2030? Was braucht unser Land dann für eine Kirche? Also ja, über kirchliche Organisations- und Strukturreformen reden, aber in welcher Perspektive?

### **Synodale Scherle**

Frau Präses, Hohe Synode! Ich möchte nicht verschweigen, dass ich zuerst nicht viel von diesem Papier erwartet habe angesichts der vielen kirchlichen Papiere, die wir kriegen, und dann doch sehr positiv überrascht war, was ich darin gelesen habe. Nicht hoch genug einschätzen muss man meines Erachtens, dass sich das Impulspapier getraut hat, Konturen einer Kirche der Zukunft zu entwerfen, und zwar inhaltlich, theologisch und strukturell, also nicht nur strukturell, was ja in der Regel in unseren Kreisen passiert, und dass damit die Kultur der Larmoyanz und der Depression unter uns verlassen worden ist. Ungewöhnlich finde ich auch, dass der Text zunächst einmal die kirchliche Arbeit richtig wertschätzt, bevor es zu Veränderungsvorschlägen kommt. Ich finde, das Papier „Kirche der Freiheit“ atmet Wertschätzung. Auch deshalb wird es diskutiert und entfaltet Energie und Perspektiven.

Weil ich das prinzipiell so sehe, hat mich überrascht, dass im Abschnitt über die Qualitätsstandards in den geistlichen Vollzügen, also Seite 50 ff. Leuchtfeuer 1, dieser Ansatz meines Erachtens verlassen wird. Das finde ich besonders misslich, weil dadurch unter den Pfarrerinnen und Pfarrern großer Widerstand gegen diese Vorschläge entstanden ist und es damit gerade keine Einladung ist, neu über die Qualität unserer Arbeit nachzudenken.

Problematisch finde ich auch, dass die Schwierigkeit, in geistlichen Vollzügen ein angemessenes Qualitätsverständnis zu entwickeln, zu wenig deutlich wird. Da fehlt mir das theologische Niveau, das ich sonst in dem Papier wahrnehme. Mir reicht einfach nicht, wenn sozusagen im Vorsatz gesagt wird: „Natürlich ist Glauben nicht messbar, aber ...“. Wenn es uns nicht gelingt, bei geistlichen Vollzügen die Spannungsverhältnisse, um die es geht, zu bestimmen, aber auch zu halten, werden wir keinen Fortschritt in der Frage der Qualität bekommen. Davon bin ich überzeugt.

Ich nenne ganz ungeordnet nur einige dieser Spannungsverhältnisse, die nicht aufgelöst werden dürfen: das Spannungsverhältnis von göttlichem und menschlichem Handeln, also das Verhältnis von Säen und Wachsen – denken Sie an Markus 4 –, genauso aber das Spannungsverhältnis von Verpflichtung gegenüber der Organisation zur Verpflichtung gegenüber der Ordination. Da besteht die Gefahr, so meine ich, dass die Organisationsverpflichtung auf Kosten der Verpflichtung gegenüber der Ordination aufgelöst wird.

Genauso müssen wir in den Blick nehmen: Wie ist eigentlich das Verhältnis zu bestimmen zwischen guter oder schlechter Arbeit der Vorgängerinnen und Vorgänger und meiner eigenen guten oder schlechten Arbeit? Dazu kommt noch die Frage der

Vergleichbarkeit. Das finde ich ein ganz besonderes Problem bei geistlichen Vollzügen. Um nicht missverstanden zu werden: Gerade weil mir daran liegt, dass unsere Gottesdienste und Kasualien anmutig, stimmig und zugewandt sind, um einige Qualitätskategorien zu nennen, müssen wir auf die reformatorische Einsicht bestehen, dass das wesentliche Ergebnis in der Kirche eben nicht plan-, mach- oder messbar ist. Das heißt aber, dass die Qualität von Gottesdiensten und Kasualien anders erfasst werden muss. An dieser anderen Erfassung von Qualität müssen wir dringend arbeiten.

Neben der Qualität möchte ich noch einen weiteren Punkt ansprechen. Er liegt auf einer ganz anderen Ebene. Im Blick auf die interkulturelle und interreligiöse ökumenische Situation, in der wir heute in unserer Gesellschaft leben, wirkt das Papier – wie soll ich sagen? – gleichsam selbstgenügsam. Dazu habe ich einen kleinen Vorschlag. Wenn wir wachsen wollen gegen den Trend und die Zukunft bestehen wollen, müssen wir auch noch eine ganz andere Gruppe von Menschen in den Blick nehmen. Ich denke an die vielen kleinen evangelischen Gemeinden anderer Sprache und Herkunft unter uns. Sie für die evangelische Kirche zu gewinnen, ist einige Anstrengung wert. Sie werden uns nämlich helfen, in einer interkulturellen Gesellschaft nicht als einzige gesellschaftliche Organisation unter deutschstämmigen Menschen allein zurückzubleiben.

*(Beifall)*

### **Jugenddelegierte Fette**

Verehrte Präses, verehrte Synode und alle Gäste! Zuerst einmal möchte ich den Mut des Impulspapiers wertschätzen, so konkrete Ziele für die Zukunft zu formulieren. In diesem Papier liegen durchaus gute Ansätze, dennoch möchte ich einige Punkte kritisch betrachten.

Das Papier spricht vom Rückgang der Kirchensteuereinnahmen durch niedrigere Mitgliederzahlen, durch demografische Faktoren und so weiter. Hierbei möchte ich Seite 32 zitieren: „Strategische Planungen und Leitungsentscheidungen brauchen eine Vision von der Zukunft, die nicht unreal über der Kirche schwebt, die wir vorfinden, die aber auch nicht nur das Vorhandene fortschreibt, sondern Neues wagt.“ Was dieses Neue betrifft, möchte ich den Blick in eine weitere Richtung lenken. Obwohl die Vorlage des Rates neue Strukturen vorschlägt, bleibt sie in wesentlichen Punkten in bisherigen Denkmodellen unserer evangelischen Kirche gefangen, insbesondere was die Schlüsselrolle des Pfarrdienstes angeht. Wenn ich als Nichtvolltheologin eine Auslegung von 1. Korinther 12 wagen darf, dann wird dort ausgesagt, dass Gott uns verschiedene Gaben zur Bereicherung der Gemeinde schenkt. Diese Bibelstelle besagt jedoch nicht, welche dieser Gaben hauptamtlich besoldet werden sollen.

*(Heiterkeit, Beifall)*

In einem überladenen Pfarrmodell, wie es uns im Impulspapier entgegentritt, soll der Pfarrer zugleich Hirte, Küster, Betriebswirt, Kirchenmusiker, Projektmanager und Jugendreferent sein. Das widerspricht der realen Verteilung der Gaben, aber auch dem auf Seite 28 festgestellten Grundsatz: „Nur Qualität setzt sich durch.“

*(Heiterkeit, Beifall)*

Vieles in unserer Kirche wird schon jetzt ehrenamtlich geleistet und profitiert in seiner Qualität von hauptamtlicher Begleitung, die auch im Jahr 2030 notwendig sein

wird. Nur durch Verteilung der Aufgaben nach Begabungen werden alle verbleibenden Pfarrerinnen und Pfarrer so weit entlastet, dass sie sich in Gänze ihren ehrenamtlich oder hauptamtlich zu erfüllenden theologischen Aufgaben widmen können.

Was die Rollenverteilung zwischen Pfarrerdienst und anderen Diensten in der Gemeinde betrifft, so meidet das Impulspapier jeglichen Blick auf die Erfahrungen anderer Gemeinden im In- und Ausland, die zum Teil seit Jahrhunderten unter sehr viel schwierigeren ökonomischen Bedingungen als Christen leben und evangeliumsgemäße Gemeinde darstellen. Auch ein Blick auf die evangelischen Freikirchen in Deutschland könnte eventuell hilfreich sein.

Wir Jugendlichen sind die Gegenwart der Kirche, und noch viel stärker werden wir die Kirche von 2030 sein. Ohne hauptamtliche qualifizierte Begleitung im Alltag und an der Basis der Gemeinden wird der dringend benötigte und geforderte Mentalitätswandel in den Köpfen der jungen Menschen nicht gelingen.

Kirche wird ohne qualifizierte pädagogische Dienste gegen die säkularen Anbieter kleiner Transzendenzen ebenso wenig bestehen können wie gegen die noch gefährlicheren Rattenfänger am rechten Rand. Das Modell einer neuen Pfarrerkirche oder pfarrerzentrierten Kirche ist keine geeignete Antwort auf unsere Generation. Auch hier gilt – Zitat Seite 24 –: „Die evangelische Kirche muss Gewachsenes loslassen und etablierte Strukturen zurückbilden.“ Vielen Dank.

*(Lebhafter Beifall)*

### **Synodaler Teich**

Frau Präses! Liebe Schwestern und Brüder! Das Papier zeigt Aufbruchstimmung und das ist das Positive, finde ich. Kirche ist hier nicht die Versammlung der Pessimisten und Bedenkenträger. Der Protestantismus zeigt sich hier nicht als die Versammlung sich gegenseitig nivellierender oder gar blockierender Meinungsträger, sondern es ist nach vorn gedacht. Das finde ich positiv. Das gilt es auch zu würdigen. Es ist nicht vom Ausverkauf des Protestantismus und vom Ende der Volkskirche die Rede, sondern von der Zukunft. Mit dem Ziel, eine einladende, missionarische Kirche zu sein, ist Leipzig 1999 wunderbar aufgenommen. Dafür ein ganz herzliches Dankeschön.

Aber es sind Ziele angegeben und diese Ziele sind auch mit Zahlen fixiert. Ich denke, genau da beginnen die Fragen, auch die theologischen Fragen.

Ich gehe davon aus – und dadurch kann man schon einmal viele Kritiker hereinholen –, dass die Kommission von der grundsätzlichen reformatorischen Voraussetzung ausgeht: „Nicht wir sind es, die Kirche bauen, unsere Väter sind es nicht gewesen, sondern der, der sagt: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (M. Luther) Wenn das die Voraussetzung ist, dann brauche ich die Gegenüberstellung von Gebet und Denken nicht, sondern dann ist das festgehalten.

Aber nun drei Fragen. Die erste Frage: Wie wird Gemeinde vor Ort gesehen? Welche Bedeutung hat sie? Wenn man davon ausgeht, dass sich das Parochialsystem verändert, also die Zahl von 80 Prozent Pfarrern, die bei Parochien sind, auf 50 Prozent abgesenkt wird, dann ist für mich natürlich die Frage: Wie sieht es für die einzelne Gemeinde aus?

Ich gehe einmal von meinem Kirchenbezirk aus. Ich habe im Augenblick laut Pfarrplan 38 Pfarrer und müsste jetzt sechs oder sieben Stellen für wirklich lohnende Aufgaben freistellen. Aber was heißt das für die Gemeinden vor Ort? Ich denke, das ist etwas, was man durchdenken muss. Es ist zu sehr von oben nach unten gedacht. Wir müssen das Ganze auch noch einmal von unten nach oben durchbuchstabieren.

Die zweite Frage: Welches Bild von Pfarrer steht dahinter? Ich finde es gut, dass Qualitätsmanagement gefordert ist. Ich finde das gut, damit Sie mich nicht falsch verstehen. Dass Fortbildung ein lebenslanger Prozess ist, ist gut. Dass Teams miteinander arbeiten und sich gegenseitig korrigieren, ist gut. Aber wie wird der Beruf des Pfarrers gesehen? Ist er der Manager oder kann er noch der Hirte sein, der, der Seelsorger ist, und unabhängig von der Frage nach Erfolg, einzelnen Menschen, schwachen Menschen, nachgeht, eine Kultur des Erbarmens lebt, der Zeit verschenkt und eben damit Evangelium lebt? Inwiefern ist dafür im Jahre 2030 noch Raum?

Die dritte Frage ist die Frage nach dem Profil. Ich gebe es zu: Als ich den Satz „Wo ‚evangelisch‘ draufsteht, muss Evangelium erfahrbar sein“ las, schlug mein Herz einfach höher. Sehr schön! Dann las ich das Interview von Herrn Gundlach und staunte: Evangelisches Profil ist, dass es verschiedene Profile gibt. Evangelisches Profil ist, dass es einen Pluralismus gibt. Da dachte ich: Jetzt wird es höchste Zeit, dass wir theologisch zu arbeiten beginnen. Barmen VI und Barmen III wurden schon genannt. Ich würde noch Barmen I hinzufügen oder die Frage der Reformation. Der Artikel, mit dem Kirche steht und fällt, ist nicht der Pluralismus, sondern die Rechtfertigung. Das heißt, jetzt beginnt theologische Arbeit. Darauf freue ich mich und ich denke, das ist gut.

Zum Schluss noch die Frage: Wie sieht die Rezeption aus? Wie ist das gedacht? Ist da schon weitergedacht worden? Wer leitet den Prozess weiter? Heißt es, im nächsten Jahr ist Wittenberg und dann – gut bayerisch gesagt – „schaun mer mal“? Es wäre schade, wenn dieses Impulspapier ein Schlag ins Wasser werden würde. Es wäre schade, wenn diese Leuchtfeuer in Sternschnuppen aufgehen und einfach verpuffen würden. Deshalb einfach die Bitte: Gehen Sie der Frage nach: Wer leitet diesen Prozess? Wer koordiniert das, was in den Landeskirchen gedacht wird, mit dem, was eben jetzt auf der EKD-Ebene gedacht wird? Die Arbeit beginnt, ich finde es spannend.

### **Synodaler Zimmermann**

Liebe Schwestern und Brüder! Ich möchte nur zwei erste Eindrücke und eine Erfahrung weitergeben.

Zu den ersten Eindrücken gehörte das Gefühl, dass hier jemand die Kirche für die Börse fit machen will. Ich habe dann gelernt, dass das Datum 2030 ein zu großer Sprung wäre und dass das Ganze doch etwas mit Kirche zu tun hat.

Das Zweite: Das Papier ist nach meinem Empfinden in einer bzw. für eine protestantische Kirche geschrieben. Das Problem, das ich habe, ist, dass sich die meisten Gemeinden in unserem Umfeld als evangelisch verstehen. Das ist mehr als ein Wortspiel. Es besteht das Risiko, dass sie das Papier nicht lesen werden. Ich habe den Eindruck, dass es auch in der Mitarbeiterschaft zum großen Teil das gleiche Schicksal erlebt.

Eine fröhliche Kirche ist natürlich viel attraktiver als eine sauertöpfische oder eine ständig jammernde. Ich habe in einer Kreissynode und in drei verschiedenen

Altersgruppen im letzten Herbst einmal gefragt: Was sagen Sie über Ihre Gemeinde? Was gefällt Ihnen an ihrer Kirche, was halten Sie für vorzeigefähig, was ist an ihr einmalig, was macht Ihnen in ihr Spaß oder Freude und was würden Sie über sie gern anderen erzählen?

Und das Ergebnis? Entweder habe ich schlecht gefragt oder aber sie waren nicht in der Lage, fröhlich über unsere Kirche zu reden. Außer mit den Jugendlichen hat es kein Gespräch dazu gegeben. Ich werde im Frühjahr wieder fragen.

### **Synodaler Pompe**

Ich bedanke mich herzlich bei denen, die diese Vorlage erstellt haben. Ich empfinde sie als eine Vorlage. Wir werden versuchen, damit weiter zu spielen. Ob das spielentscheidende Tor fällt, wissen wir noch nicht, aber wir hoffen es.

Ich habe drei Eindrücke, die ich nach dieser Lektüre und nach dem, was wir diskutiert haben, gerne mit Ihnen teilen würde.

Der erste Eindruck ist, dass wir einen hohen Nachholbedarf an Aufbruchspraxis und Aufbruchs-Knowhow spüren. Ich bin derzeit fünf Jahre Funktionspfarrer und komme in viele Gemeinden oft als Predigthörer. Das genieße ich sehr. Manchmal gehe ich morgens hin und sage mir im Stillen: Lieber Gott, lass es heute keinen „395-Gottesdienst“ sein! Das Lied 395 ist nämlich seit einigen Jahren das meistgesungene Lied. Ich finde es schön, aber es wird ihm hoffentlich nicht so ergehen, dass es übergesungen wird. Und dann deute ich dieses Signal. Es bedeutet, dass wir kaum andere Lieder haben, die geistlich den Aufbruch tragen und motivieren. Bisher gibt es im Gesangbuch nicht viele davon. Deswegen greifen viele Gemeinden zu einem Lied, das eigentlich für eine Trauung geschrieben worden ist.

Und dann denke ich: Du singst dieses Lied gern und fröhlich mit, weil ein Text, der für zwei Menschen geschrieben worden ist, die sich durch die Treueversprechen öffentlich aneinander binden, nicht der schlechteste für einen Aufbruch ist. Wer bindet sich denn hier? Der Rat und die Landeskirchen? Das glaube ich nicht. Das ist auch nicht gemeint, sondern ein Aufbruch kann doch nur uns als evangelische Kirche in der Gesamtheit auf der einen Seite erfassen und auf der anderen Seite Gottes Treue und Gottes Verheißung, an die wir uns neu binden. Ich wünsche mir für diesen Aufbruch, dass wir das nicht aus Angst tun, sondern möglicherweise aus neuer Liebe zu diesem Auftrag.

Das Zweite: Wir brauchen eine Adaption von missionarischem Denken. Die Church of England hat die Studie „Mission shaped Church“ vorgelegt. Der deutsche Titel heißt, wie gestern erwähnt, „Mission bringt Gemeinde in Form“. Für die EKD würde ich sagen: Mission bringt Kirche in Form und nicht umgekehrt. Die Kirche wird nur überleben, wenn sie es lernt, in guter und offener Weise missionarisch zu sein. Missionarisch ist sie aber nur, wenn es ihr nicht um ihr eigenes Überleben geht.

Paradox gesagt: Wir werden Mitglieder nur gewinnen, wenn es uns – zumindest zuerst – nicht um die Mitgliedergewinnung geht. Ist es zu viel verlangt, wenn die Neuausrichtung der evangelischen Kirche nicht nur aus zurückgehenden Zahlen, sondern auch aus einer Neugreifung ihres Auftrags motiviert wird? Das wäre schön.

Ein Drittes müssen wir uns klarmachen, wenn wir den Impuls aufnehmen, zu eigen machen und weiterspielen: Wir verpflichten uns hier zuallererst zu Investitionen. Wir werden investieren müssen. Wir geben nicht nur etwas in die Lande und sagen: Macht

mal!, sondern wir sind zuerst nach der Sprachfähigkeit des Glaubens gefragt. Können wir in wenigen Sätzen sagen, was uns prägt und was uns im Leben und im Sterben hält? Wir werden wieder in den „geistlichen Grundwasserspiegel“ investieren müssen, der in unserem Land und auch in unserer Kirche erschreckend abgesunken ist. Wir werden Spiritualität wieder teilen müssen, lernen müssen und neu entdecken. Wir werden auch die werbende Einladung zum Glauben neu präzisieren müssen.

Ich glaube, dass wir in den Gemeinden und an der Basis auf eine hohe Erwartungshaltung und eine Sehnsucht treffen: Sagt uns nicht nur, wo wir sparen – Wolfgang Huber hat gesagt, wir dürfen nicht „sparen“, sondern müssen „streichen“ sagen – müssen, sondern sagt uns, wo es inhaltlich hingehet. Wir brauchen noch mehr davon, damit die Kreativität und der Glaube der vielen Motivierten in den Gemeinden gefördert werden.

Beim Jubiläum einer Ausbildungsstätte für Jugendarbeiter in Württemberg war auch der Bürgermeister der Kommunalgemeinde zugegen. Er überbrachte eine Spende und lieferte sie ab mit dem schönen Wort: Ein Onkel, der etwas mitbringt, ist besser als eine Tante, die Klavier spielen kann.

*(Heiterkeit)*

### **Synodale Mühlenberg**

Frau Präses, liebe Mitsynodale, lieber Rat! Eigentlich hatte ich mit Rücksicht auf Frau Trösken jetzt nicht danken wollen; aber es gab noch nicht viel Dank. Deswegen will ich es doch tun und für das Impulspapier, das uns vorliegt, noch einmal herzlich danken.

Eine neue Reformation oder zumindest eine Erneuerung der Reformation des 16. Jahrhunderts ist mit dem Impulspapier in den Blick genommen worden, was sich durch den Zeitrahmen verdeutlicht, der sich im Weiteren auf das Jahr 2030, konkreter aber auf das Jahr 2017 bezieht.

Die Zeiten und die Gegebenheiten haben sich geändert, in jüngster Zeit besonders. Ich will das gar nicht ausführen. Zu jedem der so genannten Leuchtfener ist in einem ersten Schritt die Situation beschrieben. Sie haben das alle gelesen. Wir müssen uns und unsere Kirchen den Zeitläuften anpassen, und da unsere Zeit von den Gesetzen der Ökonomie geprägt ist, schlägt sich dies ganz natürlich auch in den vorgelegten Reformvorschlägen nieder. Es geht um Dienstleistung, um Qualitätsniveau – Sie haben das vor sich liegen und gelesen –, um die Qualität von Angeboten und um sehr viele Zahlen – nicht nur um das Kirchensteueraufkommen, sondern auch um die Zahl der Gottesdienstbesucher. Klar: Wir reden in der Sprache unserer Zeit; eine andere haben wir nicht. Wir müssen aber zugleich fragen, ob wir das, was wir da sagen, wirklich meinen, und auch, ob es passt.

Die Metapher der Leuchtfener ist schon verschiedentlich lächerlich gemacht worden. Sie stützt sich in der Tat auf ein etwas unglückliches Bild. Das Bild liegt in der Nähe des biblischen Bildes von der Stadt auf dem Berge, das im dritten Leuchtfener aufgegriffen ist; ich denke, das hat irgendwie mit hereingespielt. Die Stadt auf dem Berge zeichnet sich dadurch aus, dass sie weithin sichtbar ist – wie eben auch ein Leuchtfener. Aber eine Stadt zeichnet sich auch dadurch aus, dass sie Menschen beherbergt, dass sie ein Gemeinwesen ist.

Hier möchte ich nun zwei Fragen stellen, die ich nicht als Kritik, sondern als echte Fragen verstanden wissen möchte. Ich bitte entweder um ihre direkte Beantwortung oder um ihre Bearbeitung im weiteren Verlauf, wobei noch nicht ganz klar ist, was mit dem Impulspapier passieren soll.

Luther hat in seiner Bibelübersetzung das griechische Wort „ecclesia“ durchgehend mit „Gemeinde“ übersetzt. Hier ist meist von Kirche die Rede. Natürlich kommt die Gemeinde vor, z. B. als eine der drei wichtigen Handlungsebenen in der Kirche. Zugleich ist die Gemeinde im üblichen Sinne der Ortsgemeinde die Ebene der kirchlichen Hierarchie, wo sich die Probleme zeigen und wo es darum etwas zu ändern gilt. Durch eine Verlagerung auf andere Ebenen? Das wäre vielleicht zu fragen. Meine Frage: Kann das gelingen? Liegt die Kernkompetenz der Kirche, nach der gefragt wird und die öfter erwähnt wird, nicht genau in dem gemeindlichen Miteinander von Menschen im weitesten Sinne – es gibt verschiedene Sorten von Gemeinden –, die sich mal häufiger, mal weniger häufig sammeln, die sich besser oder weniger gut kennen und auch Dinge in die Hand nehmen? Ich danke in diesem Zusammenhang dem Konsynodalen Heidel für seine dritte Fußnote.

Meine zweite Frage schließt sich daran an. Im Impulspapier ist viel von den kirchlichen Mitarbeitern die Rede, von denen qualitätsvolle Arbeit verlangt wird. Die ehrenamtlichen Mitarbeiter sind in diesem Zusammenhang auch erwähnt: Man sollte sie nicht durch allzu große Inanspruchnahme überfordern. Dadurch ergibt sich für mich das Bild einer Angebots- und Versorgungskirche im Gegensatz zu einer Beteiligungskirche. Ich bitte, die Wörter zu entschuldigen. Ich finde sie nicht schön; aber wir haben sie nun einmal.

Wenn man aber noch einmal an das Wort „Gemeinde“ erinnert, käme man auf eine Kirche, die nicht nur qualitätsvolle Angebote durch kompetente Mitarbeiter macht, sondern die auch eine Gemeinschaft von Menschen aller Art darstellt. Solchen, die sich engagieren, und solchen, die nur manchmal oder selten vorbeischaun, solchen, die einen lebenslangen Auftrag, etwa in der Verkündigung, übernommen haben, und solchen, die sich gelegentlich engagieren und dann wieder ins zweite Glied treten.

Diese Kirche unterscheidet sich allerdings grundsätzlich von einem funktionierenden Wirtschaftsbetrieb. Müssen wir das bereinigen, oder können wir das hinnehmen? Wie verhält sich das zu dem Motto „Wachsen gegen den Trend“? Oder noch in einem anderen Bild ausgedrückt: Ist die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert bei aller nötigen und einzufordernden Kompetenz und Qualität nicht auch der Ort, wo alle – jeder Einzelne von uns – sagen können: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“? Ich habe meinen Goethe nicht dabei; aber ich meine, dieser Seufzer stammt von Faust im „Osterspaziergang“.

*(Widerspruch)*

Ich stelle diese Fragen, weil ich selbst im kirchlichen Bereich als Laie und als Kirchenvorsteherin von Gemeindegliedern, aber auch von Kirchenfernen mit diesen beiden Fragen – Kernkompetenz, was ist Gemeinde, was ist Kirche? – konfrontiert werde. Sicher liegen diese Fragen und ihre Beantwortung dem Papier im Prinzip zugrunde. Aber vielleicht könnte man das etwas deutlicher herausholen.

## **Synodaler Michelsen**

Frau Präsidentin, liebe Mitsynodale! Von dem Papierstapel, den wir alle mit nach Würzburg nehmen durften – ich vermute, auch bei Ihnen war das ein solcher Haufen; insgesamt hat er 5 Pfund auf die Waage gebracht –, waren mir die 100 Gramm, über die wir jetzt sprechen, die mit Abstand angenehmsten. Ich finde das Papier richtig gut. Es hat Spaß gemacht, es zu lesen. Man hat es mit Gewinn gelesen, und man gibt es auch gerne weiter.

Ich war richtig stolz darauf, was die Evangelische Kirche in Deutschland in so verhältnismäßig kurzer Zeit aus einem Kirchenamt in meine Wohnung schicken kann. Ich fand es richtig gut, es hat mir Spaß gemacht – vor allem wenn man weiß und manchmal darunter leidet, wie lange es sonst dauert, bis eine Denkschrift oder die Äußerung einer Kammer zu Frieden oder Nachhaltigkeit zustande kommt oder was auch immer. Manchmal gehen Jahre ins Land, bis ein solches Papier fertig ist. Dieses hatte ein wunderbares Tempo, und ich finde es darum völlig in Ordnung, dass wir es jetzt miteinander beraten können, ohne es vorher gesehen zu haben. Ich habe mich darüber gefreut.

Ich finde es gut, dass jetzt öffentlich ein Prozess in Schwung kommt, in Bewegung gerät, dass Elan zu spüren ist und dass wir merken: Auch wir schauen selbstkritisch in den Spiegel. Wenn man das Papier genau liest und seine Intention sieht, tut manches natürlich auch wirklich weh, wenn man es objektiv zur Kenntnis nimmt. Das ist auch gut so. Manchmal muss es bitter schmecken wie eine Medizin, die dann hoffentlich auch heilt. Manchmal muss es weh tun wie eine Operation, bei der man schneiden muss, bei der dann Heilung und etwas Gutes herauskommt. So empfinde ich auf jeden Fall das, was wir miteinander beraten.

Es geht um das Profil der evangelischen Kirche im Jahr 2030, theologisch gesprochen um das Kapitel Ekklesiologie. Da haben einige meiner Vorrednerinnen und Vorredner schon Bekenntnisbücher zitiert. Ich möchte nur sagen: Was mir besonders wichtig ist, immer gewesen ist, das ist die Confessio Augustana. Dort ist in dem berühmten Artikel 7 alles auf eine so klipp und klare, tolle, wunderbare Formel gebracht. Zwei Begriffe reichen aus, damals während der Reformation, um zu sagen, was denn Kirche sei: das Evangelium zu predigen und die Sakramente dem Wort gemäß darzureichen. Satis est, das ist genug. Punktum. Das waren noch tolle Zeiten damals, als Melanchthon nicht einmal diese hundert Gramm brauchte, sondern wahrscheinlich nur drei Gramm.

Aber da ist etwas Wahres, etwas bis heute Richtiges dran. Das ist die evangelische Kernkompetenz, das Evangelium zu predigen und die Sakramente zu verwalten. „Es geht nicht um Textilien“, hat Thielicke einmal gesagt, „sondern um Texte.“ Also kümmert euch doch nicht um die Form, das sind alles Adiaphora und Nebenkriegsschauplätze. Darüber können wir uns verständigen. Freut euch darüber, dass ihr eine Kernkompetenz habt. So verstehe ich dieses Papier in der Tradition der Confessio Augustana – wenn ich es damit hoffentlich auch nicht überinterpretiere.

Ich habe mich aber auch immer wieder – wie jeder von uns – ein wenig gewundert, nämlich darüber, was diese Leuchter – ich komme gleich noch einmal darauf zurück –, die Kernpunkte, die entscheidenden Schwerpunkte sein sollen. Man muss eine Auswahl treffen, das ist klar, und wenn man eine Auswahl trifft, dann geht manches über den Jordan, dann geht manches flöten. Ich finde, hier ist aber aus meiner Sicht eine ganz gefährliche Kurskorrektur geschehen, vielleicht nicht richtig wissentlich. Ich finde es fast skandalös, dass die wichtigen Themen – und wir wollen ja für 2030 ein

Bild entwerfen –, der Dialog der Religionen, die weltweite Ökumene und die gemeinsam verantwortete weltweite Gerechtigkeit – hier oben mit großen Lettern zu lesen „Gerechtigkeit erhöht ein Volk“ – dass wir die Verantwortung für die eine Kirche – und das ist weitaus mehr als die EKD – aus den Augen zu verlieren drohen. Das ist ein Kernbestand des Kircheseins, ein Fundament. Ich finde, nach dem Ökumenischen Konzil „Justice, Peace and Integrity of Creation“, zu dem sich damals gerade die beiden deutschen Kirchen noch mit Verve, mit großem Engagement über Jahre als Vorreiter bekannt haben, können wir, wenn wir heute neue Schwerpunkte für 2030 definieren, das große Stichwort Ökumene nicht einfach beiseiteschieben oder das Wort Gerechtigkeit zu einer Marginalie erklären. Das darf nicht passieren. Darauf müssen wir stark achten.

Wir leben in einer Mediengesellschaft, heute schon. Das ist im Papier auch gesagt worden. Aber das kommt mir im Moment bei diesen Leuchtfuern und dem, was konkret ausgeführt ist, deutlich zu kurz. Heute schon leben wir mitten in einer Mediengesellschaft. Wir sprechen aber vom Jahr 2030. Natürlich weiß ich persönlich nicht – das weiß niemand hier –, wie dann unsere Medienwirklichkeit aussieht. Aber ich bin mir sicher, die Medien werden 2030 unsere Wirklichkeit, das menschliche Miteinander, die Kommunikation, auch die Kommunikation des Evangeliums mit Sicherheit noch stärker bestimmen, als es heute schon der Fall ist. Wir leben ja auch als eine Mediengemeinde – das wurde im Papier gesagt. Ich bitte darum, das in der Zukunft in diesem Prozess etwas stärker im Auge zu behalten.

Letztlich eine Fußnote. Als ein Mensch, der aus der Küstenregion kommt, muss man natürlich etwas zum Leuchtturm sagen. Leuchttürme stehen an den Küsten, und das am meisten fotografierte Bauwerk Schleswig-Holsteins ist nicht der Lübecker Dom, sondern der Leuchtturm in Westerhever. Er ist überall zu sehen, also, Leuchttürme sind hoch im Kurs. Aber hier ist von Leuchtfuern die Rede. Leuchttürme sind Warnzeichen, da fährt man nicht hin, dem Leuchtturm weicht man aus. Ich möchte diesen Leuchtfuern aber nicht ausweichen, sondern ich möchte sie fixieren wie einen Wegweiser, nicht wie ein Leuchtturm vermeiden müssen.

### **Synodaler Unger**

Sehr geehrte Frau Präses, Hohe Synode! Es ist leicht, jetzt einzelne Punkte in diesem Impulspapier zu kritisieren. Es ist auch leicht, sich hinten die Ziele durchzulesen und sich dann auszurechnen, welche Landeskirche in Westdeutschland, die am Tropf des EKD-Finanzausgleichs hängt, nach diesem Papier ihr Landeskirchenamt demnächst an der Roten Reihe in Hannover haben müsste. Aber das möchte ich jetzt alles nicht anbringen.

Ich möchte nur eine Anregung geben. Das Papier heißt „Kirche der Freiheit“, es beginnt allerdings mit Überlegungen zum gesellschaftlichen Wandel. Im Vorwort Bischof Hubers fängt es gleich an mit dem Satz, der von einer Nötigung spricht. Natürlich ist es klar, dass wir durch den gesellschaftlichen Wandel genötigt sind, etwas zu tun. Ich möchte nach meiner Einleitung auch nicht dieses Papier in diesem Punkt kritisieren. Ich möchte nur für den vor uns liegenden Konsultationsprozess und für unsere Überlegungen anregen, dass wir noch ein bisschen mehr Wert legen auf diese Kirche der Freiheit, auf theologische Überlegungen, was Freiheit bedeutet, Freiheit der Kinder Gottes, die uns im Glauben geschenkt wird und die uns verpflichtet, als Knechte und Mägde für die Armen und Entrechteten in dieser Welt einzutreten. Wie gesagt, das soll eine kleine Anregung sein, dass das noch ein bisschen mehr herausgearbeitet

wird, damit man das Gefühl hat, wir sind wirklich im Aufbruch und nicht allzu sehr genötigt.

### **Synodaler Hempel**

Frau Präses, liebe Synodale! Wer einen Impuls in die Öffentlichkeit gibt, wundert sich nicht wirklich über Reaktionen.

Jedes Mitglied der evangelischen Kirche ist aufgerufen, sich um der Schönheit und des Reichtums des Evangeliums willen in diesen Prozess mit einzubringen heißt es im Bericht des Rates Teil B Seite 3/23.

Jedes Mitglied? Naja, dann mal los! Das klingt so ein bisschen wie unsere sonntägliche Einladung: „Alle sind eingeladen“, die wir ständig gerne und mit Inbrunst wiederholen, weil wir wissen, dass wir sie nur aussprechen können, weil „alle“ nicht kommen. Das ist dieses alte Wortspiel: Alle sind eingeladen, aber alle kommen nicht, und deswegen laden wir sie alle auch immer wieder ein. Also: jedes Mitglied ist aufgerufen.

Das ist schön. Der Kurzfassung dieses Papiers, die Landesbischof Bohl vorgetragen hat, stimmen ja auch viele noch zu, „Wachsen gegen den Trend“, wer will das nicht? „Aufbruch gegen den Trend“ klingt gut, macht Mut. Da sind wir alle dabei.

Ich selbst finde auch die Analyse, die in diesem Papier vorgenommen wird, die Analyse der Situation, in der wir uns befinden, richtig, stelle aber fest, dass sie allein in meinem eigenen Pfarrkonvent längst nicht von allen meinen Kollegen und Kolleginnen genau so gesehen wird. Kritisch aber ist anzumerken, die Beschreibung längst in Gang befindlicher Reformprozesse, neuer Modelle von Zusammenarbeit, die wichtige Rolle der Regionen und der regionalen Bezüge der Menschen vor Ort, bei denen wir doch als Kirche sein wollen, finden nach meiner Einschätzung in diesem Papier nicht die nötige Würdigung. Da ist an vielen Stellen manches schon viel weiter als dieses Papier uns mitteilen will.

Viel Ärger bereitet dann allerdings die mediale Aufnahme dieses Papiers in den letzten Wochen. Tagelang ging es nur um die '1-Millionen-Grenze' und die 'Zentralisierung der kirchlichen föderalen Landschaft'. Wobei die eine Million genau so gegriffen scheint, wie die Anlehnung an Bundesländergrenzen. Wenn große Einheiten dann doch letztlich nur neue Zwischenebenen benötigen und produzieren, dann stimmt eben doch: Groß ist nicht immer gut und klein ist nicht per definitionem immer schlecht. Es gibt große Einheiten mit erheblichen Problemen, längst nicht nur im kirchlichen Bereich. Und es gibt kleine Einheiten, denen es gut geht, gerade weil sie relativ überschaubar sind und viel schneller auf bestimmte Herausforderungen reagieren können als die großen. Wir müssen auf die Regionen schauen, und zwar grenzübergreifend, und zusammenarbeiten, wo immer es geht. Das ist schon seit langem in Gang und deswegen finde ich die mediale Aufnahme dieses Papiers in den letzten Wochen eben doch ärgerlich.

Ein Beispiel: Die von uns allen doch geachtete FAZ stellt in der Wiedergabe des Papiers – anschließend werden die zwölf Leuchttfeuer benannt – folgendes heraus:

1. Der Rat schlägt vor, die Zahl der Pfarrer zu reduzieren.
2. Es sollen betriebswirtschaftliche Führungskultur und verlässliches Qualitätsmanagement für alle Mitarbeiter der Kirche einschließlich der Pfarrer eingeführt werden.

3. Qualitätsansprüche müssen deutlicher berücksichtigt werden.
4. Der Rat der EKD schlägt weiter vor, die EKD als zentrale Dachorganisation gegenüber den einzelnen Landeskirchen zu stärken. So könne der Protestantismus in der Öffentlichkeit wirksamer repräsentiert werden.

Wenn es unserer eigenen Presse- und Öffentlichkeitsarbeit nicht gelingt, das deutlich zu machen in der Öffentlichkeit, was uns immer wieder gesagt wird, dass das nur ein Punkt in diesem ganzen Impulspapier ist, wenn uns das jetzt schon nicht gelingt, wie wollen wir eigentlich diesen Reformprozess, der jetzt in Gang gesetzt wird, noch einigermaßen in der gerade beschriebenen medialen Verarbeitung in der eigenen Hand behalten? Wie kommt es, dass sich Medien auf dies konzentrieren und tagelang ganze Seiten darüber in den regionalen Zeitungen stehen? Wer geht mit wem zusammen, vertraut den neuen Wegen, ja, nein, zwangsweise, wie auch immer. Da ist Handlungsbedarf an einer Stelle, die ich bisher nicht als besonders erfreulich, was die öffentliche Begleitung dieses angestoßenen Prozesses angeht, ansehen kann.

Ich möchte noch einmal in Erinnerung rufen, wie wichtig für die Entwicklung unserer protestantischen Kirche auch unsere Kirchengebäude sind. Sie haben und bleiben in unseren Orten und Städten Alleinstellungsmerkmal. Solche Räume hat sonst niemand. Und deswegen ist die Kombination dieser Kirchengebäude mit den dort handelnden Personen eine der großen Herausforderungen für die Zukunft. Ein Synodaler sagte mir vorhin, wenn man eine Betonkirche hat und dann noch einen schlechten Pastor, ist die Motivation, sich das jeden Sonntag freiwillig zuzumuten, nicht besonders groß. Die Frage ist also, was können wir tun, um hier voranzukommen. Die wünschte ich mir in diesem Prozess deutlicher formuliert.

Wie leben die Menschen im Jahr 2030? Wenn ich mir uns hier angucke, dann werden viele von uns dieses Jahr 2030 höchstwahrscheinlich in einer hoffentlich immer noch von der Diakonie mit Würde und dem Geist der Bibel getragenen Einrichtung verbringen und werden dann kopfnickend – oder kopfschüttelnd – das Schlusswort des Dann-Ratsvorsitzenden oder der Dann-Ratsvorsitzenden der EKD erleben, wenn im Jahr 2030 dieser von uns angestoßene Prozess beendet und der nächste Prozess bis 2060 ausgerufen werden.

### **Stellvertretender Präses Klasse**

Frau Präses, liebe Mitsynodale! Es gibt nach meinem Empfinden nur zwei Berufsgruppen, die mit der Frage Qualitätssicherung so außerordentliche Schwierigkeiten haben; die andere ist die der Richter und Richterinnen. Bei den Richterinnen und Richtern gibt es inzwischen Modellversuche. Diese Modellversuche sind so aufgebaut, dass sie sicherstellen, dass keine Personalbeurteilung dabei stattfindet. Daran muss man denken. Sie sind aber andererseits so konstruiert, dass man Antworten erwartet darauf, ob und wie sich Arbeit und Arbeitsbedingungen verbessern lassen. Wir müssen abwarten, was dabei herauskommt. Sie sehen also, dass ein doch hoch konservativer Bereich unserer Bevölkerung sich zu einem Versuch durchgerungen hat.

Was mir klar ist: Solche Qualitätskontrollen können eigentlich in bestimmten Berufsbereichen nicht output-orientiert sein. Man verletzt die Qualitätskriterien, die wir gerade auch während der Ausbildung ansetzen, die wir mit dem Beruf verbinden, wenn wir nur sagen: Dieser oder jener Richter macht aber 50 Prozent mehr Urteile als alle

anderen. Damit habe ich aber noch nichts darüber ausgesagt, wie diese Urteile sind. Also output-orientiert ist eine schwierige Geschichte.

Aber gibt es nicht bestimmte Fragen, die man sich stellen darf und auf die man vielleicht auch selber Antworten geben kann und die das Problem, das im Impulspapier angesprochen ist, auch zu behandeln auffordern? Gibt es nicht so etwas wie die Beherrschung des Handwerkszeuges? Gibt es nicht so etwas, wie sich mit neuen Handwerkstechniken zu beschäftigen? Bedeutet das Wort, das wir gern in anderem Zusammenhang hin und wieder hören und zitieren, prüfet alles, für Fortbildung gar nichts? Hat das damit nichts zu tun? Gibt es so etwas wie Anzeichen, mit welcher Sorgfalt und mit welcher Einsatzbereitschaft ein Beruf ausgeübt wird? Gibt es so etwas, dass die Anforderungen, die für die Examina gestellt worden sind, fortwirkend sind? Dort wird ja abgeprüft, ob man sie erfüllt hat. Oder ist es so, dass man damit zwar den Eintritt in einen bestimmten Beruf erlangt hat, aber es darf nicht mehr nachgefragt werden? Gibt es so etwas? Sie sehen also, Qualitätskontrolle lässt sich auch bei schwierigen Berufen, zu denen meiner gehört, was die Beurteilung angeht, doch auch denken, und dafür werbe ich.

Eine kleine Bemerkung zu der Frage der Größe von Kirchen. Die werden wir hoffentlich sehr sachlich behandeln und dabei auch zur Kenntnis nehmen, dass es außerhalb unseres Bereichs inzwischen ganz einleuchtende, sicherlich diskussionswürdige Untersuchungen darüber gibt, welche Betriebsgröße eigentlich eine bestimmte Verwaltung überhaupt erfordert.

Sie müssen aber für die Selbständigkeit immer bestimmte Verwaltungsstrukturen vorhalten. Wenn man die umgekehrte Überlegung einmal anstellt: Würde jemand auf die Idee kommen, heute mit bestimmten Größen eine neue Kirche zu gründen in unseren Landen hier – ich spreche jetzt nicht von anderen Regionen – und eine solche Verwaltungsstruktur damit praktisch in Auftrag geben? Der Perspektivenwechsel ist manchmal hilfreich.

Ein Allerletztes zum Abschluss: Der schlechte Ruf der Leuchtfener rührt übrigens auch daher, dass bei der in früheren Zeiten ganz üblichen Küstenpiraterie, die wir hatten, eben diese Leuchtfener doch als Anreiz gedacht waren, um nämlich Kauffahrteischiffe anzulocken.

### **Synodaler Dr. Leicht**

Frau Präses, liebe Geschwister! Ich will zunächst dem Bruder Hempel sagen, warum die mediale Aufnahme so war, wie er sie geschildert hat: Weil die Medien an solchen Papieren vorwiegend das aufnehmen, was den Betroffenen am unbequemsten ist, nämlich die Struktur- und Organisationsfragen. Es ist ja interessant, dass das eigentlich das ist, was Sie alle am meisten verunsichert, worüber Sie aber hier bisher nicht sprechen wollten. Als ich am 5. Juli morgens wie immer, so zwischen sechs und sieben Uhr, meinen Computer angeworfen habe und plötzlich eine E-Mail aus dem Kirchenamt vorfand mit einem Unterabsender, der mir noch nicht so bekannt war, die besagte: Da gibt es ein Impulspapier, war ich einfach glücklich und erleichtert. Weil ich mir sagte: Endlich fängt ein Gespräch über ein dauerhaft verdrängtes Thema an, das wir schon 1974 bei der damals gescheiterten EKD-Reform im Hintergrund hatten und im Gespräch in Freiburg über die Volkskirche, was der Bruder Vietinghoff ja dann auf seine Weise angestoßen hat, ohne dass er Genehmigungen eingeholt hat, und was die

Brüder und Schwestern in Ostdeutschland in ihren Landeskirchen unter dem Druck der Verhältnisse uns ja vormachen.

Jetzt will ich nur Folgendes herausheben. Es ist richtig: Organisations- und Strukturfragen sind Inhaltsfragen, und man muss erst über die geistliche Dimension reden. Es kann aber das Reden über die geistlichen Dinge die Nöte der Strukturen und Organisationen nicht vergessen machen. Manchmal darf ich bei einem Pfarrertag einen Vortrag halten. Wenn ich dann bei der Kaffeepause zwischen Hauptberuflichen umhergehe, dann reden die nicht über geistliche Dinge, sondern man hört etwas von A13 und Stellenteilung und solchen Dingen. Das sind doch die tatsächlich besprochenen Dinge. Nun lasst sie uns doch einmal richtig organisiert angehen. Wer mir sagt, dass die Organisations- und Strukturfragen relativ unwichtig sind und dass sozusagen das Geistliche das Wichtigste ist, den frage ich: Warum hältst du dann so verbissen an den gegenwärtigen Organisationen und Strukturen fest?

*(Beifall)*

Für die Veränderung auf dieser Ebene verlangen wir eine geistige Legitimation. Wer verlangt eigentlich für den Status quo immer eine neue geistige Legitimation?

Ein zweiter Gesichtspunkt, den ich nur berühren will, weil er wiederum eine Vorurteilsstruktur aufruft: Natürlich kann man sich wundern, wenn da und dort im Text betriebswirtschaftliche Führungstermini wie Benchmarking oder Balance Score Card und dergleichen auftauchen. Nur, liebe Geschwister, draußen in der Welt wundert man sich über den Sprachgebrauch der Kirche noch viel mehr.

*(Heiterkeit, Beifall)*

Deswegen lassen Sie uns doch in den unterschiedlichen Hermeneutiken doch eher vorurteilsfrei prüfen, worum es geht. Diese Führungsinstrumente sind ja nicht aus betriebswirtschaftlicher Bösartigkeit entstanden, sondern weil man in der modernen Unternehmensführung gemerkt hat, dass mit einem hierarchischen „Von-oben-nach-unten“, mit diskretionären willkürlichen Führungsimpulsen von alten Patriarchen ein Unternehmen nicht zu führen ist. Deswegen sind diese Zielvereinbarungen und die Gespräche darüber ja ein Versuch, eine Rationalität, eine Vernunft in die Gespräche zwischen Chefs und Mitarbeitern zu bringen und den Mitarbeitern eine Chance zu geben, in der Festlegung ihrer Ziele und der Diskussion über deren Erfüllung vernünftig mitzureden. Es gibt keinen Grund, diese Führungsinstrumente von vorneherein zu diffamieren. Wenn es allerdings so ist wie bei einem Pfarrer, der im Französischen Dom in Berlin einen Tag, nachdem er die Lebenszeiturkunde bekommen hat, einer Schülergruppe sagt, das bedeute für ihn, dass er sich jetzt auch nicht mehr so viel darum kümmern müsse, wie viele Leute in die Kirche kommen, dann würde ich mit dem gerne einmal eine Zielvereinbarung abgeschlossen sehen und in ein Gespräch eintreten. Es ist besser, man tut es jetzt als erst am Jüngsten Tag.

Diese Gespräche haben nämlich eine doppelte Entlastungsfunktion. Sie entlasten auch von falschem, übertriebenem Leistungsdruck, weil man gemeinsam erzielbare Ziele festlegen kann statt utopische Überforderungen. Sie entlasten allerdings auch von der Versuchung zur falschen Bequemlichkeit.

Ein Letztes. Mein Bild von Kirche lebt am stärksten aus Genesis 12. Da heißt es in meiner Bibel, dass Gott zu Abram gesagt hat, er solle in ein Land ausziehen: „Und der Herr sprach zu Abram: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“ Wenn wir das ernst

nehmen, was würden wir dem lieben Gott sagen? Würden wir sagen: Nein, nein, wir bleiben hier, wo wir sind?

*(Beifall)*

### **Präses Rinke**

Liebe Synodale, ich würde Ihnen jetzt gern einen Vorschlag zum weiteren Verfahren machen. Hier liegen noch 16 Wortmeldungen vor. Das ist sehr erfreulich, wir wollten ja eine breite Diskussion. Wir haben am morgigen Vormittag so viel Zeit, dass wir in Ruhe alle Wortmeldungen abarbeiten können. Wir haben morgen früh nur die zweite und dritte Beratung des Kirchengesetzes zum Haushalt, zu dem wir heute früh schon die Einführung hatten, sowie die zweite und dritte Beratung des Kirchengesetzes zur Änderung des Kirchenbeamtengesetzes, sodass wir dann genug Zeit haben, alle Wortmeldungen im Plenum noch abzuarbeiten. Wenn Sie damit einverstanden sind – ich sehe von Ihnen keine entgegengesetzten Meinungen –, dann würde ich gerne so verfahren und die Debatte jetzt abschließen.

Ich will mich bedanken. Das waren, so denke ich, ganz wichtige anderthalb Stunden. Wenn wir das morgen genauso konzentriert fortsetzen, dann ist das ein ganz positives Ergebnis für unsere Synode und für die Perspektivkommission ein sehr guter Erfolg ihrer Vorarbeit. Ich wünsche Ihnen eine gute Mittagspause.

*(Die Vormittagssitzung ist geschlossen.)*

## **Zweiter Teil**

### **Präses Rinke**

Damit haben wir den Tagesordnungspunkt IV, wie bereits angekündigt, abgearbeitet. Wir kommen jetzt zum Tagesordnungspunkt IX. Wir hatten gestern angekündigt, dass die restlichen Wortmeldungen zum Impulspapier des Rates „Kirche der Freiheit“ heute früh aufgerufen werden. Das möchte ich jetzt tun. Wir beginnen noch einmal mit der allgemeinen Aussprache. Dazu liegen mir noch vier Wortmeldungen vor.

### **Synodaler Maggaard**

Frau Präses, liebe Schwestern und Brüder! Als neuer EKD-Synodaler habe ich das Impulspapier mit besonderer Neugier erwartet. Als ich es dann gelesen habe, habe ich gedacht: Ja, das ist ein gutes Papier. Es wird uns zu vielen, auch leidenschaftlichen Debatten führen. Ich finde den Ansatz, auch den Aufbau und vor allem die Konsequenz des Papiers hilfreich. Dort, wo zu den einzelnen Leuchtfuern Ziele formuliert werden, hilft es uns an Klarheit und Verbindlichkeit in den Absprachen.

Für die weitere Diskussion möchte ich zwei Hinweise geben, und zwar an einem Beispiel. Im Leuchtfuer 2 wird unter anderem eine größere Vielfalt von Gemeindeformen gefordert. Dabei wird beschrieben, dass es überwiegend Gemeinden in rein parochialer Struktur gibt. Davon werden Profildgemeinden und Gemeinden in

netzwerkartigen Angeboten unterschieden und höher gewichtet. Dies wird sicher eine leidenschaftliche Debatte unter uns erfordern, wenn es um eine neue Verhältnisbestimmung in den unterschiedlichen Gemeindeformen gibt, auch um die Leistungsfähigkeit der unterschiedlichen Konzepte. Dabei müssen wir grundsätzlich berücksichtigen, was wir schon in der eigenen Landeskirche erleben, dass es nämlich eine große Vielfalt von Realitäten in den Gemeinden schon gibt. In Nordelbien, wo übrigens deutlich mehr Christen und Christinnen zur Nordelbischen Kirche gehören, als viele glauben – es gibt mehr als uns Synodale hier: 2,1 Millionen sind es –,

*(Beifall)*

haben wir Bereiche, die stark ländlich geprägt sind, volksgemeinnützlich strukturiert, sehr stabil, auch perspektivisch sind und entsprechende Gemeindeformen. Dann gibt es großstädtische Gemeinden mit Fusionsgemeinden, Profildörfern, auch in sehr unterschiedlichen Formen.

Dieses Moment der Differenz müssen wir bei der Beschreibung der Ziele berücksichtigen. Was in einer Landeskirche gilt, gilt erst recht unter den Landeskirchen. Wenn ich an unsere Kooperation mit den Mecklenburgern und der Pommerschen Kirche denke, dann merken wir noch einmal mehr, wie unterschiedlich die gemeindlichen Realitäten sind. Von diesen Realitäten sind wir auch hier geprägt und argumentieren wir. Wenn wir also Ziele formulieren, müssen wir das grundsätzlich mitbedenken, ohne dass wir die Ziele verwässern.

Das Zweite ist eher formaler Natur. Wir müssen uns fragen, wo wird eigentlich welches Ziel für wen formuliert. Gerade an dieser Stelle, wenn es um die Gemeinden geht, muss natürlich klar sein: Was diskutiert die EKD-Synode? Welcher Charakter von Empfehlungen oder Beschlüssen ist das Ergebnis? Das muss bedacht werden, wer hat eigentlich wo welches Mandat zu entscheiden.

Der Ratsvorsitzende hat vor einigen Wochen in Leipzig bei anderer Gelegenheit in einem längeren Vortrag eine schöne Kurzformel geprägt. Er hat gesagt: Vor uns liegen Konzentrationsübungen und nicht Katastrophenübungen. Das finde ich eine wichtige Überschrift auch für die gesamte Debatte: Einmal im Blick und Gestalt unserer Kirche – da mache ich mir keine Sorgen, da gibt es in vielen Landeskirchen geradezu Lust zur Veränderung und Umgestaltung. Wenn es aber um das geistlich-theologische Profil geht, dann höre ich durchaus den Anspruch dieses Papiers – Bischof Bohl hat ihn gestern noch einmal unterstrichen –, aber ich vermisse da im Duktus, auch in der Sprache die Konkretion gerade dieses Gesichtspunktes. Ich glaube, da müssen wir nacharbeiten.

Schließlich hat Konzentration auch mit der Form unserer Debatte zu tun. Wir haben an vielen Stellen in der Kirche eine Betriebsamkeit, die ungesund ist. Wir hetzen von einem zum anderen, mit einem hohen Aktivismus auch in den Gemeinden. Aber gerade für diese Debatte brauchen wir grundsätzlich die Unterbrechung, das genaue Prüfen, das Hinsehen und Zeit zur Diskussion und Reflektion. Dann wird auch die Qualität entsprechend sein.

Übrigens, lassen Sie mich das noch einmal sagen: Gestern, als es um die Pastoren und Pastorinnen ging, konnte man ja den Eindruck haben, das Thema Qualitätssicherung spiele überhaupt keine Rolle. Als Personaldezernent darf ich einmal sagen, dass es in den letzten Jahren viele Entwicklungen gegeben hat in Verbindung mit Personalentwicklung, Jahresgesprächen, Orientierungsgesprächen, auch verbindlichen Zielvereinbarungen. Wir sind bereits auf einem Weg, der sicherlich noch

weiter verbessert werden kann, auch im Bereich der Fortbildung. Gestern konnte man den Eindruck haben, als gäbe es keine Instrumente. Es gibt sie, jedenfalls in vielen Bereichen.

Zum Schluss habe ich einen Wunsch für dieses Papier, nämlich dass ein physikalisches Gesetz für die weitere Bearbeitung fruchtbar wird, nämlich der Impulserhaltungssatz – vielleicht erinnern Sie sich an den Physikunterricht: Masse mal Geschwindigkeit. Masse haben wir. Bei der Geschwindigkeit liegt es an uns, dass wir uns in die Debatte einbringen. Ich danke Ihnen.

*(Beifall)*

### **Synodaler Krüger**

Frau Präses, liebe Synodale! Ich möchte etwas zum Pfarrerbild sagen, das uns in diesem Impulspapier begegnet. Da ist von einer Engführung schon gestern die Rede gewesen im Beitrag der Jugenddelegierten Fette. Da scheint zu sehr im Vordergrund zu stehen dieser glänzende und stromlinienförmige Erfolgsmanager christlicher Gemeinden, sowie es ihn in der Wirklichkeit wahrscheinlich gar nicht gibt, aber vielleicht doch in manchen Gemeinden zu gewissen Zeiten gebraucht wird. Manche Gaben sind auch so verteilt, dass es hin und wieder solche Persönlichkeiten gibt.

Aber ich denke, das Pfarrerbild, das wir in diesem Impulspapier weitergeben, sollte auch noch andere Facetten aufnehmen, die mir persönlich sehr wichtig sind, dass eben auch Pfarrer und Pfarrerinnen Gaben zur Entfaltung bringen dürfen im Blick auf prophetische Gaben. Es gibt Menschen, die einfach berufen werden, oft auch gegen ihren Willen, unbedingt und eindeutig und klar gegen den Strom zu schwimmen, auch gegen den Strom ihrer eigenen Gemeinden. Ich denke, diesen Raum brauchen wir, den sollten wir uns auch zugestehen, auch wenn es manchmal sehr schwerfällt im Einzelnen und im Konkreten. Aber wir hätten keine Reformbewegung in unserer Kirche und in der Christenheit überhaupt, wenn es nicht immer wieder solche herausgerufenen Persönlichkeiten gegeben hätte und weiterhin geben würde.

Ich denke, es sollte auch mehr Raum sein für die besondere Gabe der Seelsorge, dieser vielleicht oft unauffälligen Seelsorge, der es vielleicht weniger gegeben ist, in der Öffentlichkeit groß und auffällig zu wirken, sondern eher im Stillen mitgehen kann, mitleiden kann, mitsuchen kann mit denen, die es jeweils brauchen. Man kann die Dinge nicht einfach gegeneinander aufrechnen. Es ist manchmal unendlich wichtig, auch solche Begabungen unter den Pfarrern und Pfarrerinnen fördern zu können.

Auch, denke ich, sollte Raum sein, vielleicht noch mehr Raum, für die Gabe der besonderen theologischen Erkenntnis sowohl in analytischer als auch in mystischer oder schöpferischer Form. Es gibt unter uns einfach den einen, die andere, die in der Lage sind, mehr vom Geheimnis des Glaubens auszudrücken und zu formulieren als andere, die aber dafür auch ihren Raum brauchen und auch die Möglichkeit dazu haben müssen.

Und dann, denke ich, sollte Raum bleiben und von uns auch immer wieder bewusst eingeräumt werden für jene, die vielleicht oft auch gegen ihren Willen dazu berufen sind, das Kreuz Christi heute mitzutragen, das heißt, mit anderen, vielleicht auch mit ihren Gemeinden, zu zerbrechen, zu scheitern, also individuell oder kollektiv, bis Christus sie wieder aufrichtet.

Solches alles geschieht nicht immer zur Freude der Gemeinden und auch der Einzelnen, aber es ist wichtig, dass wir dieses Pfarrerbild in solche Dimensionen hinein ausweiten und dass das irgendwo in diesem Papier auch aufscheint, eben nicht nur der, der immer glänzt und Erfolg hat, sondern auch der, der eben mit Christus seinen Weg als der Leiter der Gemeinde geht und gehen will.

### **Synodale Dr. Strathmann von Soosten**

Frau Präses! Hohe Synode! Ich möchte zum Punkt Mentalitätswandel sprechen, also gewissermaßen zum Übergang vom Papier zum Ereignis.

Der Mentalitätswandel, der in unserer Kirche dringend ansteht, ist im Impulspapier mehrfach angesprochen. Die Tatsache, dass bald nach Erscheinen des Impulspapiers die berufsständische Vereinigung der Pfarrerschaft fast mit als erste, vielleicht neben den kleinen Landeskirchen, ihre Bedenken vorgetragen hat, zeigt mir an, wie schwierig es sein wird, diesen Mentalitätswechsel bei den Pfarrerinnen und Pfarrern, die heute schon im Dienst sind und nicht erst 2030, auf den Weg zu bringen.

Das Impulspapier formuliert auf Seite 72, finde ich, sehr hellsichtig: „In dieser Situation hat daher die Formulierung weiterer Ansprüche, Erwartungen und Forderungen an den Pfarrerstand wenig Aussicht auf Berücksichtigung, wenn nicht zugleich wesentliche Ressourcen der evangelischen Kirche in die Aus-, Fort- und Weiterbildung des Pfarrerstandes investiert werden und dieser Beruf in positiven Zukunftsbildern seine besondere Würdigung erfährt.“

Ich möchte aus meiner Erfahrung im Pfarramt und aufgrund des Kontakts mit vielen Kolleginnen und Kollegen sagen: Das muss ab sofort geschehen. Es kann nicht so weitergehen, dass, was den Pfarrerberuf angeht, schleichende Prozesse Wirklichkeit abbilden, die wir irgendwann nicht mehr ändern können. Es kann zum Beispiel nicht weiterhin sein, dass der Blick auf das Pfarramt vor allem von der Perspektive getragen ist, die Kosten zu senken.

Und umgekehrt: Es kann auch nicht so weitergehen, dass sich Pfarrer und Pfarrerinnen verzetteln im Gestrüpp von Aufgaben, die ihnen die Einsparungen in anderen Kirchen und Arbeitsfeldern überlassen. Ich weiß, wovon ich rede: von Verwaltungsarbeiten, die zunehmen, weil die Verwaltungsstunden gekürzt werden, von den Küsterarbeiten, die am Ende doch noch an einem hängen bleiben, weil es nicht so einfach ist, immer den ehrenamtlichen Dienst zu organisieren. Ich beobachte sogar eine wachsende Bereitschaft in der Pfarrerschaft, all dies auch noch selbst zu tragen und zu übernehmen und damit im Grunde sehr teure Arbeit zu leisten.

Ich bin mir sicher: Hier braucht es, damit der Mentalitätswechsel heute auf den Weg kommt, in Aus-, Fort- und Weiterbildung schon jetzt dringend Investitionen. Vor der Qualitätskontrolle braucht es, damit alle mitziehen, einen Qualifizierungsschub. Nur so kann der Wechsel in Gang kommen. Politisch heißt das, glaube ich, „fördern und dann fordern“.

Hier könnte die EKD vielleicht – das würde ich mir wünschen – mit einem Impuls an die Landeskirchen und ihre Aus-, Fort- und Weiterbildung herangehen und da auch eine mittelfristige Qualitätsplanung in Gang bringen. Ein erster Schritt könnte sein, die Aus-, Fort- und Weiterbildung aus ihrer Begrenzung auf die landeskirchlichen Grenzen herauszuholen, gemeinsame Angebote zu entwickeln.

Im Frühjahr hatte die Kulturbeauftragte der EKD bei einem Treffen in der Akademie Schwerte, zu dem sich die Kulturengagierten in der Westfälischen Landeskirche zusammengefunden hatten, einen, wie ich finde, interessanten Vorschlag: einen Meisterkurs Predigt – und das EKD-weit angeboten. Ich glaube, so etwas brauchen wir, damit es vorangeht, damit der Mentalitätswechsel auf den Weg kommt. Wir haben nicht Zeit, da lange zu warten.

### **Mitglied der Kirchenkonferenz Kirchenpräsident Dr. Steinacker**

Frau Präses! Liebe Schwestern und Brüder! Peter Bukowski hat gestern, denke ich, eine großartige Rede zum Impulspapier gehalten. Ich möchte ihm darauf antworten, dass er völlig recht hat. Die Kirchenkonferenz hat dieses Papier in der Tat verabschiedet und durchgesehen und die Qualitätsmerkmale auch auf sich selber bezogen. Wir stehen genauso vor der Frage: Woran lässt sich unsere Arbeit in diesem Leitungsgremium der EKD wirklich messen? Wir müssen daran arbeiten, und ich finde das, was Peter Bukowski gesagt hat – ironisch, wie er manchmal sein kann –, trifft genau: Auch wir müssen unsere Arbeit sehr genau ansehen und auf Qualität achten.

In Hessen-Nassau war sehr interessant, dass der Pfarrerausschuss uns signalisiert hat, dass er bei aller Kritik, die er an dem Impulspapier übt, den Abschnitt mit den Qualitätssicherungen sehr begrüßt.

Schwester Scherle hat allerdings auf etwas aufmerksam gemacht, was ich genauso finde: dass in dem Abschnitt, in dem über Qualitätsmerkmale gesprochen wird, der Unterton der Wertschätzung ein Stückchen fehlt. Das müssen wir in der Diskussion und bei der Aufnahme der Empfehlungen unbedingt eintragen; denn unsere Pfarrerrinnen und Pfarrer arbeiten in aller Regel sehr, sehr gut. Sie brauchen diese Wertschätzung.

Manche sind allerdings süchtig nach Wertschätzung. Diese Sucht nach Wertschätzung hat etwas mit den Qualitätsmerkmalen zu tun. Der Pfarrerberuf ist dadurch so kompliziert, dass man nie irgendwie sagen kann: Jetzt bin ich am Ende, jetzt bin ich fertig und jetzt habe ich erst einmal eine Weile Ruhe. Es geht nämlich sofort weiter und es fehlt oft ein Spiegel, mit dessen Hilfe ich als Pfarrer merken kann, dass ich jetzt gut gearbeitet habe. Das geht meistens nur über das Forum internum. Ich selbst sage mir: Na, das war eigentlich ganz gut. Aber dass ein Qualitätsmaßstab mir selber sagen kann, dieses Projekt oder diese Arbeit war gut, das würde ich als eine Riesenhilfe empfinden.

Deshalb sollten wir viel Energie auf die Entwicklung dieser Qualitätsmaßstäbe richten. Sie können auch – das hat Robert Leicht, glaube ich, richtig gesagt – der Entlastung dienen. So habe ich diese Impulse auch verstanden.

Wilfried Härle hat an dem Papier bemängelt, dass es zu wenig Theologie enthält. Das wird sicherlich zum Teil stimmen. Er hat aber auf etwas aufmerksam gemacht, was wir in der Tat nicht vergessen sollten:

Ohne geistliches Fundament werden diese Impulse ins Leere gehen. Deshalb müssen wir darauf achten, dass wir alle Impulse, die ich gut finde, geistlich unterfangen können.

Natürlich können wir nicht wissen, wie unsere Reformbemühungen ausgehen; niemand weiß das. Und es ist richtig: Gott hat das in der Hand, er hält seine Kirche. Aber Luther hat uns darauf aufmerksam gemacht: Wir sind Gottes Hände und Füße.

Das heißt, wir können nicht alles sozusagen abschieben, sondern das ist schon eine Kooperation. Dass Gott uns dabei hilft, müssen wir uns immer selbstkritisch versichern. Das aber – das haben wir gestern in der Andacht gehört – ist nicht immer leicht. Aber ohne das geht es nicht.

Das Dritte. Wir haben in unserer Kirche – auch hier hört man es immer wieder einmal – eine Alternative, die ich nicht teilen kann. Es wird immer wieder gesagt: Lasst uns doch nicht länger über Strukturen reden, lasst uns über Inhalte reden! Ich halte das für eine völlig verfehlte Alternative. Es gibt keine Strukturen ohne Inhalt, und es gibt auch keine Inhalte ohne Strukturen.

Eilert Herms hat in einem Aufsatz zur Ekklesiologie formuliert – das halte ich in diesem Zusammenhang für ganz wichtig –: Der Heilige Geist wirkt strukturbildend. Darauf sollten wir achten. Inhalte und Strukturen bilden sich gegenseitig ab, und man darf nicht das eine gegen das andere ausspielen.

Am wichtigsten an dem Papier, das ich sehr begrüßt habe, ist der durchgehende Zug zur Aufforderung und zum Mutmachen, den Mentalitätswandel auch innerlich zu vollziehen. Manchmal habe ich in den letzten Jahren das Gefühl gehabt – es überfällt mich auch immer wieder einmal –, dass wir in den Kirchenleitungen unter den Schwierigkeiten der gegenwärtigen Zeit damit befasst sind, die Kirche irgendwie abzuwickeln. Die Aufforderung, diesen resignierenden Gedanken endlich aus dem Kopf und aus dem Herz zu nehmen, finde ich großartig. Deshalb unterstütze ich das Impulspapier bei mancher Kritik, die ganz einfach nötig ist.

### **Synodale Lingenberg**

Frau Präses, liebe Mitsynodale! Ich möchte drei Anmerkungen machen und eine Anregung geben. Meine erste Anmerkung – alle drei Anmerkungen beziehen sich auf die ersten drei Leuchter – ist ein Dank und eine Freude darüber, dass in dem Impulspapier die Kommunitäten und die klosterähnlichen Gemeinschaften erwähnt werden. Es ist ja für eine evangelische Kirche nicht selbstverständlich, dass so etwas, was sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder neu entwickelt hat, hier so positiv aufgenommen worden ist. Darüber freue ich mich.

Ich möchte in diesem Zusammenhang aber auch darauf hinweisen, dass man, glaube ich, zwischen klosterähnlichen Gemeinschaften auf der einen und geistlichen Gemeinschaften und Kommunitäten im weitesten Sinn auf der anderen Seite unterscheiden muss. Klosterähnliche Gemeinschaften möchten sich nicht unter dem Begriff „Gemeinde“ oder „Profilgemeinde“ subsumieren lassen. Das ist bei manchen geistlichen Gemeinschaften anders; sie hätten lieber heute als morgen auch den Status einer Gemeinde. Klöster sind Orte der Ruhe und – so möchte ich sagen – der Introvertiertheit. Sie haben gerade aufgrund ihrer Abgeschlossenheit eine große Ausstrahlung, wie sie Klöster zu allen Zeiten hatten, neben dieser Ausstrahlung aber eben auch eine große Attraktivität für Menschen, die Ruhe suchen und zu sich selber und zu Gott kommen wollen. Das ist nicht unter „Profilgemeinde“ oder etwas Ähnliches zu subsumieren.

Meine zweite Anmerkung kann ich ganz kurz fassen. Ich wollte eigentlich auf die unmerkliche oder auch merkliche Verschiebung des Pfarrerbildes hinweisen. Aber darüber ist schon genügend gesprochen worden. Ich muss nicht mit eigenen Worten wiederholen, was andere vor mir gesagt haben. Ich beziehe mich ausdrücklich auf die

Ausführungen der Mitsynodalen Scherle von gestern und des Mitsynodalen Krüger eben, an die ich mich nahtlos anschließen kann.

Ein Drittes hängt mit dem Pfarrerbild zusammen. Ich finde es etwas erschreckend, wie fordernd über Pfarrer und Pfarrerinnen in dem Papier gesprochen wird. Sie sollen leisten, koordinieren und andere anleiten. Sie sollen alles Mögliche tun. Sie sollen sich fort- und weiterbilden. Das ist alles gut und schön. Aber ich denke, auch Pfarrer und Pfarrerinnen brauchen einfach einmal die Möglichkeit des Rückzugs, der Ruhe und der eigenen „Seelenpflege“. Viele von uns Pfarrern und Pfarrerinnen haben schon gelegentlich den Segen erfahren, den z. B. Exerzitien haben können, das eigene Zu-sich-selber- und Zu-Gott-Kommen. In der katholischen Kirche ist das, glaube ich, sehr viel weiter verbreitet; wir kennen das noch wenig.

Ich meine – deswegen bitte ich darum, darauf in der nächsten Zeit beim Nachdenken über unsere Kirche zu achten –, dass man Pfarrern und Pfarrerinnen – in regelmäßigen Abständen, vielleicht alle zwei Jahre – eine Woche Exerzitien oder eine fortlaufende geistliche Begleitung, und zwar nicht im Urlaub als Privatvergnügen, sondern in der Dienstzeit ermöglichen sollte.

Das waren meine drei Anmerkungen. Anregen möchte ich, alle Wortmeldungen zum Impulspapier gestern und heute in einem Sonderprotokoll zusammenzufassen und vielleicht zu veröffentlichen oder zumindest denen an die Hand zu geben, die sich im Januar in Wittenberg treffen. Ich denke, hier ist so viel Gutes geäußert worden, dass es nicht erst im nächsten Herbst im Protokoll erscheinen sollte.

### **Synodaler Eberl**

Aufbruch in den kirchlichen Kernangeboten und Profilierung – davon ist im zweiten Leuchtfeuer die Rede. Die Stärke des Papiers ist ja, dass es Konkretisierungen wagt, und es ist klar, dass man dann überlegt: Wie ist das eigentlich gemeint, und wie ist das konkret umzusetzen? Gerade zum zweiten Leuchtfeuer habe ich einige Fragen; vielleicht kann Bruder Bohl nachher noch etwas dazu sagen, wie das im Einzelnen gemeint ist. Ich denke, es gibt einen Unterschied zwischen der Profilierung von Gemeinden und Profilmgemeinden. Die Profilierung von Gemeinden verstehe ich so, wie es beim Eiskunstlauf Pflicht und Kür gibt.

Wir versuchen in unserem Kirchenkreis seit Jahren, die Gemeinden dazu zu ermutigen, dass sie neben den Grundangeboten zumindest an einer Stelle ein Profil entwickeln und ein Gesicht bekommen, auch um Menschen einzuladen, sich mit ihren Gaben einzubringen, und um auch in der Öffentlichkeit deutlich zu machen, wie sich das Evangelium konkretisiert, wie es gelebt und erlebbar gemacht wird.

Profilmgemeinden sind für mich etwas anderes. Profilmgemeinden sind Gemeinden, die sich spezifisch ausrichten und deutlich sagen: Wir laden bestimmte Menschen ein. Dann geht meiner Ansicht nach das verloren, was Bruder Crüsemann in seiner Bibelarbeit deutlich gemacht hat, nämlich dass unsere große Chance gerade darin besteht, unterschiedliche Menschen zusammenzubringen. Da sitzen im Gottesdienst der Arbeitslose, der Arme, der Arbeitgeber und der Reiche nebeneinander auf der Bank. Aufgabe einer Gemeinde wäre es, hier Verbindungen herzustellen, also die Ungleichenen in Beziehung zu bringen, so dass sie entdecken: Wir sind eins, wir sind eine Gemeinschaft.

Meine Sorge wäre: Wenn wir das Projekt „Profilgemeinden“ so stark forcieren, wie ich es aus dem Papier heraushöre, bekommen wir relativ abgeschottete Milieus. Eigentlich aber bräuchten wir die Mischung von Milieus. Ich würde mich freuen, wenn Bruder Bohl noch etwas dazu sagen könnte, wie es in diesem zweiten Leuchtf Feuer gemeint ist.

### **Synodaler Wachter**

Hohe Synode! „Im Jahr 2030 ist die Kirche nahe bei den Menschen“, heißt es im ersten Leuchtf Feuer. Ein gutes Ziel, ein Satz, der positiv klingt, ein Satz, der aber auch zwei Dinge auseinander nimmt, die eigentlich zusammengehören.

Die Gefahr, die wir sprachlich und inhaltlich oft haben, ist, dass wir Kirche und Menschen voneinander trennen: die Kirche, die für die Menschen da ist, die Kirche, die zu den Menschen spricht. Aber sind nicht die, die hören, auch Kirche? Verengen wir unseren Kirchenbegriff nicht dadurch, dass wir uns immer in der Angebotssituation beschreiben für die, die zu uns kommen und Kirche in Anspruch nehmen sollen? Aber werden die, die Kirche in Anspruch nehmen oder die sich als Hörende an Kirche beteiligen, nicht damit automatisch auch zur Kirche?

In der Andacht heute haben wir von Maria und Marta gehört, von den vielen Gästen, die im Hause waren, und von Jesus Christus, der zu ihnen gesprochen hat. Alle zusammen bilden Kirche. Nicht Jesus Christus ist die Kirche, und die eine dient der Kirche, die andere hört in der Kirche, und die Letzten lassen sich in der Kirche bedienen. Sie alle zusammen in Christus und um Christus herum bilden Kirche.

Diese Mentalität, die ich im Papier in dem schönen Satz sehe: „Im Jahre 2030 sind Kirche und Menschen nahe beieinander“, erfahre ich im alltäglichen Pfarrberuf in solchen Sätzen wie: „Herr Pfarrer, in ihrer Kirche brennt noch Licht.“ Ist es meine Kirche, weil ich dort predige? Oder ist es nicht die Kirche der Gemeinde, weil sie dort hört?

### **Synodaler Fuchs**

Frau Präses, liebe Synode! Zunächst, klar, mein Dank, mein Dank auch ausdrücklich dafür, dass Sie den Mut gehabt haben, etwas in die Öffentlichkeit zu bringen, was noch nicht wirklich ausgegoren ist. Denn das ist eine Einladung zum Gespräch. Perfektion ist gelegentlich schrecklich lähmend. Nun: „Vergleichbare Qualitätsstandards für die Kernangebote“ und „Aufhebung des Schweigegebotes hinsichtlich der Qualität kirchlicher Angebote“, das steht da jetzt drin.

Zum einen: Es ist richtig, dass es im Bereich der Kernaufgaben so etwas gibt wie Handwerk. Das kann man lernen, darüber kann man reden, daran kann man feilen. Aber wenn wir das wollen, dann müssen wir bitte über Ausbildung reden und nicht nur über Fort- und Weiterbildung. Ich habe die Hoffnung, dass im Jahr 2030 Menschen zu uns kommen, junge Menschen, die sagen: Wir fühlen uns für die Herausforderungen des Pfarrberufs, die ständig wechseln, so zugerüstet, dass wir glauben: Das schaffen wir, das können wir. Wir fühlen uns in unserer geistlichen, in unserer theologischen, in unserer personalen Kompetenz so zugerüstet, dass wir glauben, das schaffen zu können. Sie müssen dann immer noch bei Fort- und Weiterbildung viel tun, aber für den Kernbereich müssen wir über Ausbildung reden. Das ist mein Wunsch.

Aber auch ein Zweites bitte ich Sie deutlich zu sehen: Es geht nicht nur ums Handwerk. Es gibt auch eine zweite Seite in diesem Kernbereich. Das können Sie sich aus eigener Anschauung einmal vorstellen. Wir haben doch in jeder Synode auch Gottesdienste. Da können wir davon ausgehen, dass die handwerklich gut vorbereitet sind, dass sie einen großen Anspruch haben, dass der Wille besteht, es handwerklich gut zu machen. Haben Sie den Eindruck, dass damit sichergestellt ist, dass das ein einladender, berührender Gottesdienst wird? Ist das nur durch gutes Handwerk sicherzustellen?

Es gibt eine Seite pastoraler Arbeit, die hat etwas mit der Person zu tun, sie hat etwas mit Spiritualität zu tun. Hier wird die Sache mit den Qualitätsstandards problematisch. Und es ist für mich dann fast schon ein bisschen populistisch, wenn wir fordern, über diese personelle Seite offen zu diskutieren.

An der Stelle wünsche ich mir für diesen Abschnitt erstens: Bitte, reden wir über Ausbildung, zweitens: Reden wir bitte etwas differenzierter, und drittens: Bitte ein wenig mehr Demut, auch aus der Erfahrung, dass wir manches als Pfarrer nicht einlösen können, so gut wir uns vorbereiten.

### **Synodaler Dr. Sens**

Frau Präses, liebe Schwestern und Brüder! Es freut mich natürlich, dass nacheinander zwei Synodale aus der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland zu Wort kommen, erst einer aus Thüringen und jetzt einer aus der Kirchenprovinz Sachsen. Das hat das Präsidium wahrscheinlich extra gemacht.

Ich möchte zu einigen Aspekten der Leuchtfener etwas sagen aus der morgendlichen Grundstimmung des Dankes heraus für die Impulse im Ganzen. Das eine schließt sich ein bisschen an an das, was der Synodale Fuchs eben gesagt hat, weil es nämlich auch die konkrete, manchmal kleine, manchmal bescheidene, aber liebe Gemeinde in den Blick nimmt. Auch im Blick auf die Gemeinde wird in dem Papier davon gesprochen, dass wir zu einer Konzentration kommen sollen, zu Zentren, die das Gemeindeleben gestalten. Wir haben in den letzten Jahren gemerkt, dass die wirklichen Impulse für Erneuerung von Gemeinde wirklich aus den Gemeinden, in den Gemeinden selbst entstehen und nicht so sehr dort, wo versucht wird, solche Zentren aufzubauen, vielleicht auch noch von oben her durch den Kirchenkreis. Aber wenn in den Gemeinden selber etwas aufbricht, dann erneuert sich tatsächlich die Gemeinde.

Wir haben deshalb in der Kirchenprovinz in unserem Zukunftspapier 2020 – wir waren da etwas bescheidener – „Gemeinde gestalten und stärken“ davon gesprochen, dass wir auf der einen Seite als Gemeinde wirklich überall da präsent sein wollen, wo Menschen leben, dass wir aber auf der anderen Seite gleichzeitig die Gemeinden einladen und anregen, selber die Dinge zusammen zu tun, die sinnvollerweise nur zusammen getan werden können, und damit solche Konzentrationsmöglichkeiten zu finden.

Das Zweite ist: Ich möchte mich in die Reihe derer einreihen, die vermissen, dass in den Leuchtfenern ausdrücklich von Ökumene gesprochen wird. Als ich gesehen habe, es kommen zwölf Leuchtfener, habe ich gehofft, dass an irgendeiner Stelle auch ein Leuchtfener „Ökumene und Entwicklung“ kommt.

Nun muss man es nicht so machen. Aber Ökumene fehlt eben auch als Dimension, wo es von der Sache her eigentlich angemessen wäre, z.B. im Leuchtfener 3, wo von

Gemeindezentren gesprochen wird. Solche Zentren sind gerade da, wo sie die ökumenische Zusammenarbeit zu ihrer eigenen Sache gemacht haben, in der Vergangenheit zumindest ganz besonders wichtige Leuchtfeuer gewesen. Und auch in dem Leuchtfeuer über die Diakonie kommt dann die weltweite Verantwortung der Kirchen nur als ein Appendix vor. Wenn man sich die Erläuterungen zu diesem Leuchtfeuer durchliest, merkt man, dass es wirklich nur ein Appendix ist, es ist dann nämlich wirklich nur ein ganz kleiner Absatz zum Schluss. Man hat sozusagen einen Einblick in die Werkstattarbeit der Gruppe, da haben sie etwas gemerkt und mussten zum Schluss noch einen kleinen Abschnitt anfügen. Das reicht aber nicht.

Im Zusammenhang mit dem Fehlen der ökumenischen Dimension noch eine kleine Beobachtung, die die Inflation des Begriffs „evangelisch“ betrifft, die ich in dem ganzen Papier so empfinde. Der Begriff „evangelisch“ wird nämlich zum einen als Selbstbezeichnung unserer Kirche gebraucht; das ist völlig in Ordnung. Sie wird aber auch an vielen Stellen gebraucht, wo ich aus meinem natürlichen Empfinden heraus von „christlich“ sprechen würde. Dadurch, dass auch an diesen Stellen betont von „evangelisch“ gesprochen wird, ist schwer herauszufinden, wo denn wirklich „evangelisch“ gemeint wird, das heißt, wo wirklich evangelisches Profil gewünscht und erwartet und angeregt wird. Ich denke, wenn wir so inflationär mit dem Begriff „evangelisch“ umgehen, werden wir gerade nicht zu einer Ökumene der Profile finden.

Zum Schluss: Es sind bei einem der letzten Leuchtfeuer – ich hatte mich nicht zum Leuchtfeuer 3 gemeldet, sondern zum Teil III Leuchtfeuer – auch die Landeskirchen angesprochen, und da ich nun aus einer Landeskirche komme, die zur Zeit sich in einem Prozess des Zusammenwachsens befindet, möchte ich dazu noch ein paar Dinge sagen: Wir haben diesen Prozess begonnen zwischen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen und der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen im wesentlichen aus vier Gründen: Erstens. Wir wollen als evangelische oder protestantische Kirche in Mitteldeutschland besser erkennbar sein. Zweitens: Wir haben zwei Gebiete, die ineinander verzahnt sind, so dass es unbedingt zu einer Neuordnung kommen muss. Dinge, die aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammen, sind nicht unbedingt mehr sinnvoll für die heutige Zeit. Denken Sie an Erfurt, an Suhl, was zur Kirchenprovinz Sachsen gehört und mitten im Freistaat Thüringen liegt. Der dritte Grund ist: Wir wollen das, was wir als Landeskirche tun müssen, die Aufgaben der Landeskirche, auch besser wahrnehmen können. Das heißt, wir wollen qualitativere Arbeit machen in unseren landeskirchlichen Einrichtungen, auch im Kirchenamt, was eine Zusammenführung ermöglicht und auch eine stärkere Qualifizierung der einzelnen Mitarbeiter. Viertens. Wir müssen zu Einsparungen kommen auf der landeskirchlichen Ebene, um möglichst nicht so sparen zu müssen auf der Gemeindeebene.

Bei allen vier Punkten sind schon jetzt nach den ersten zwei oder drei Jahren der Föderation erste Gewinne zu erkennen. In allen vier Punkten. Allerdings merken wir auch, dass wir, wenn wir das Ziel wirklich erreichen wollen, beharrlich diesen Weg weiter zu gehen versuchen müssen. Ich formuliere das bewusst etwas kompliziert, weil natürlich, wenn es wirklich an die Veränderung von Landeskirchen geht, auch kritische Phasen einsetzen. Und in einer solchen befinden wir uns im Moment. Aber ich habe nach wie vor das Gefühl, dass wir diesen Weg begonnen haben aus einem Kairos heraus, das heißt zur richtigen Zeit und bei einer guten Gelegenheit. Ich denke, dass dieser Kairos, da bin ich ziemlich zuversichtlich, uns auch noch eine Weile tragen wird. Ich kann nur alle diejenigen, die über Ähnliches nachdenken, ermutigen, das mit Zuversicht zu tun. Ich danke Ihnen.

## **Jugenddelegierter Röskamp**

Verehrte Frau Präses, Hohe Synode! Ich habe mich sehr gefreut über den Beitrag meines Vorredners, Herrn Fuchs, der ein paar Sätze zur theologischen Ausbildung gesagt hat, und ich möchte gerne aus der Sicht eines jungen Theologen der Nachwuchsgeneration einige Sätze hinzufügen. Liebe Schwestern und Brüder, der Pfarrer der Zukunft soll eine ganze Menge leisten. Er soll theologisch gebildet sein, teamfähig, missionarisch, kreativ und zugleich seelsorgerlich einfühlsam und Vorbild im geistlichen Leben sein. Ich bin einer dieser Pfarrer der Zukunft und als solcher begrüße ich all diese Ansprüche an meine Generation ausdrücklich. Ich glaube, dass in der Tat alle diese Dinge wichtige Kompetenzen für einen guten, qualitativ hochwertigen Pfarrdienst sind. Aber gerade weil ich das glaube, möchte ich einige Sätze zur theologischen Ausbildung noch hinzufügen.

Die theologische Ausbildung, wie wir sie zur Zeit in Deutschland praktizieren, hat eine fast ausschließlich akademisch-kognitive Ausrichtung. Wer heute ein Theologiestudium abschließt, ist mit Sicherheit ein hervorragend gebildeter Akademiker. Aber ich würde trotz all dieser Bildung bestreiten, dass er für sein Pfarramt gut ausgebildet ist. Wir als Pfarrer – ich bin noch keiner, werde aber einer sein – sollen und wollen mit Menschen arbeiten, aber ausgebildet werden wir fast ausschließlich an Büchern. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich schätze die gute und fundierte Ausbildung sehr. Aber wenn das Impulspapier fordert, die Pfarrer müssten gleichzeitig seelsorgerlich wie missionarisch kompetent sein, kann ich nur sagen, dass ich gute Seelsorge oder wie man Menschen den Glauben nahe bringt, in keinem Seminar und in keiner Vorlesung lernen kann. Diese Dinge kann ich nur in der Praxis lernen.

Es wird an diesem Punkt immer gern gesagt, dass für den praktischen Teil der Ausbildung die zweite Ausbildungsform, also das Vikariat, zuständig sei. Ich halte diese Auskunft für völlig unzureichend, denn das Vikariat kommt dafür viel zu spät. Bis zum Beginn des Vikariats haben Theologiestudenten durchschnittlich schon sechs bis sieben Jahre ihres Lebens in dieses Studium investiert. Ich kenne Kommilitonen, die dann erst merken, dass der Pfarrerberuf doch nicht das Richtige ist. Zu diesem Zeitpunkt ist es schon zu spät. Man ist dann schon Ende 20. Sich dann noch einmal umzuorientieren, ist keine Kleinigkeit. In Klammern sei gesagt, dass bis zum Abschluss des Vikariats man schon Anfang 30 ist. Das bedeutet, dass wir in Deutschland keinen einzigen Pfarrer haben, der noch signifikant unter 30 Jahren alt ist. Was das für das so wichtige Gebiet der Jugendarbeit bedeutet, müsste man sich mal überlegen.

Was wir aus meiner Perspektive brauchen, ist eine große Reform der Pfarrerausbildung und des Theologiestudiums, wenn wir diese Ziele des Impulspapiers wirklich erreichen wollen. Im Impulspapier heißt es, dass die durchschnittlichen Ausbildungszeiten kürzer werden sollen. Ich bin der ganz festen Überzeugung, dass man die gesamte Ausbildungszeit, und damit meine ich inklusive der praktischen Ausbildung, also inklusive des Vikariats, auf zehn Semester reduzieren könnte, und dabei am Ende besser auf den Beruf vorbereitete Pfarrer hätte als im Moment.

Dazu müsste man dann allerdings auch bereit sein, einige Komponenten dieses Studiums auch zu kürzen. Das wird manchem Professor an den Theologischen Fakultäten zwar nicht gefallen, aber es geht nun einmal nicht alles auf einmal. Wenn wir wirklich in Zukunft, wie das im Impulspapier in hervorragender Weise vorgelegt und gefordert wird, in Zukunft bei den Pfarrern einen Schwerpunkt in den so genannten Softskills haben wollen, also vor allem im Umgang mit Menschen, dann

werden wir anderes dafür aufgeben müssen, was uns vielleicht auch lieb und teuer geworden ist.

Vielleicht lehne ich mich damit ein bisschen weit aus dem Fenster, aber ich möchte an dieser Stelle einmal genauso konkret werden, wie es das Impulspapier an einigen Stellen auch tut. Eine Möglichkeit aus meiner Perspektive wäre beispielsweise eine Kürzung beim Fach Latein.

*(Unruhe, Zurufe)*

Die Kirchengeschichtler unter Ihnen mögen mir jetzt an den Hals springen, aber ich kann nur sagen, dass ich im Laufe meines Studiums Latein nicht wirklich gebraucht habe.

*(Zurufe: Oh! – Unruhe)*

Es ist sicherlich richtig, dass es wünschenswert und schön ist, Latein zu können und dass es fürs Leben gut ist und so weiter. Wir müssen uns aber fragen: Was ist wirklich zielführend für die Dinge, die im Impulspapier richtigerweise eingefordert werden.

Ich halte es zugleich im Grunde für einen kleinen Skandal, dass Pädagogik und auch Didaktik einen viel zu kleinen Raum einnehmen. Lassen Sie uns also bitte so konsequent sein, die Ausbildung der jungen Theologen dann auch an diese Forderungen anzupassen. Alles andere wäre unfair. Dabei können wir übrigens in guter ökumenischer Manier vielleicht eine ganze Menge von unseren freikirchlichen Geschwistern lernen.

*(Unruhe)*

Ich habe noch eine zweite kurze Bitte an Sie im Blick auf den anstehenden Reformprozess insgesamt. Ich bitte Sie sehr herzlich: Beziehen Sie die junge Generation so gut und so viel wie möglich in diesen Reformprozess ein. Warum ist beispielsweise kein Einziger unter 30 in der Perspektivkommission dabei gewesen, die dieses Papier erstellt hat? Sie haben hier auf dieser Synode jedes Mal acht Jugenddelegierte bei sich. Ich will das einmal vorsichtig formulieren: Das ist ein Schatz, den diese Synode bisher noch nicht in Gänze gehoben hat.

*(Unruhe)*

Ich will niemandem in unserer Runde zu nahe treten, aber *wir* werden die sein, die von diesem Prozess und seinen Auswirkungen sehr viel mehr betroffen sein werden als die allermeisten von Ihnen.

*(Beifall)*

Wir sind die Pfarrer und die Kirche von 2030. Wir sind die, über die Sie jetzt reden. Geben Sie uns bitte eine Chance, unsere Zukunft und die Zukunft unserer Kirche aktiv mitzugestalten. Ich danke Ihnen.

*(Beifall)*

### **Synodale von Bernstorff**

Liebe Frau Präses Rinke, liebe Hohe Synode! Ich möchte mich auch zu diesem Impulspapier äußern. Ich befürworte es und freue mich ganz außerordentlich, dass dieser Reformprozess in Gang gekommen ist und die Entfaltung der Perspektiven für die Kirche im 21. Jahrhundert jetzt endlich zur Sprache kommt. Ich finde es sehr

wichtig, dass wir uns als Synode in diesen Reformprozess angemessen einbringen und kompetent dabei mitdenken können.

Mir ist da die Sicht der Menschen, für die die Kirche da sein möchte, besonders wichtig. Ich betrachte mich als Synodale, als Stimme der Basis, der Ortsgemeinde, der Laien, der Ehrenamtlichen, der Frauen, als Stimme der Menschen, denen die Kirche dienen will und die die Kirche als Ort der Menschlichkeit, der Nähe und Wärme erleben wollen und auf direkten Zuspruch und tätige Hilfe angewiesen sind. Diese Stimmen der Basis sollen unbedingt einfließen und Gehör finden, wenn es um die Zukunft der Evangelischen Kirche geht.

Deshalb möchte ich ernsthaft davor warnen, die Lebensformen der Gemeinden an der Basis zu beschneiden, die Seelsorge vor Ort von Mensch zu Mensch zugunsten von milieuverengenden Profildgemeinden und Akademiegemeinden, zugunsten von unverbindlichen Passantengemeinden und Großereignissen einzuengen. Ich finde es unverantwortlich, wenn sich die Kirche aus der Fläche zurückzieht. Das sage ich aus der Perspektive zweier sehr lebendiger und vitaler, aber durch wenige Einwohner auf großer Fläche, mit sieben Predigtstellen in zehn Dörfern geprägter Gemeinden. Solchen Gemeinden wird doch der Boden unter den Füßen weggezogen, ohne dass durch Sponsoring oder Stiftungen diese finanzielle Lücke geschlossen werden könnte. In Gemeinden, in denen die Schule, die Läden, die Gaststätten zumachen müssen und die Arbeitslosigkeit sehr groß ist, darf nicht auch noch die Kirche geschlossen werden. Als Ort der Erfahrung von Nähe und Wärme, als Ort der Begegnung und seelsorgerlicher Begleitung ganz unterschiedlicher Menschen durch arbeitsfähige Pastoren und Diakone, brauchen wir die Kirche vor Ort in der säkularen Wirklichkeit unseres Landes. Die geistliche und missionarische Kraft dieser Menschen müssen wir stärken, so wie es in dem ersten Leuchtfener heißt: Die Kirche soll nahe bei den Menschen sein, auch noch im Jahre 2030.

*(Beifall)*

### **Synodale Richter**

Liebe Synodale, ich spreche zu den Leuchtfenern 4 bis 6, Aufbruch bei allen kirchlich Mitarbeitenden. Ich finde es wichtig, dass ein Schwerpunkt dieses Papiers die haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden in der Kirche in den Blick nimmt. Drei Anmerkungen möchte ich dazu machen.

Zunächst heißt es auf Seite 64: „Das Evangelium und die Menschen sind der entscheidende Schatz der Kirche ... Strukturen ..., Organisationsabläufe können engagierte Menschen nicht ersetzen“. Das ist in der Tat so. Deshalb wird gefordert, Aus- und Fort- und Weiterbildung sollen höchste Priorität haben. Es geht um Qualitätsüberprüfung und Teamfähigkeit. Wir bringen aber einfach zu wenig finanzielle Mittel auf für eine wirklich qualifizierte Fortbildung für unsere haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden. In der Tat halte ich das aber für notwendig, um qualitative Arbeit leisten zu können und nicht nur Lückenbüßerarbeit für den Pfarrer oder die Pfarrerin.

Eine zweite Anmerkung. Das Amt der Ehrenamtlichen kommt in den Blick. Das finde ich sehr gut, aber ist es wirklich der Blick aus den Gedanken des Priestertums aller Gläubigen und nicht nur der Blick aus finanziellen und personellen Notlagen? Zu wenig kommt mir dabei die Gender-Perspektive in den Blick. Im Blick auf das Ehrenamt sind Strukturen zu entwickeln, die auch wieder stärker Männer mit ihren Kompetenzen einbeziehen. Der Männeranteil im Ehrenamt ist unter 30 Prozent. Das ist einfach zu

wenig. Und Frauen sind auch in Zukunft nicht selbstverständlich unsere ehrenamtlich Mitarbeitenden. Ich denke, das Ehrenamt braucht mehr Mitentscheidung, zeitliche Begrenzung, familien- und erwerbsarbeitskompatible Strukturen.

Ein dritter Gedanke. Das Verhältnis zueinander von Haupt- und Ehrenamtlichen wird in dem Papier in den Blick genommen. Ich möchte, dass dies weiter verfolgt wird. Denn meine Beobachtung ist, dass gerade die ehrenamtlich Mitarbeitenden Begleitung und Qualifizierung brauchen, Wertschätzung und nicht das Gefühl: Ich darf nur ran, wenn die Pfarrer oder die Pfarrerinnen mich gerade brauchen. Es muss kompetente ausgewiesene Arbeitsfelder geben, wo Ehrenamtliche mit in den Blick kommen und in einer guten Weise mit Hauptamtlichen zusammenarbeiten können. Dann sind wirklich das Evangelium und die Menschen der entscheidende Schatz der Kirche.

*(Beifall)*

### **Synodaler Bade**

Frau Präses! Hohe Synode! Ich möchte zu dem siebten Leuchtflecken sprechen und die Aufforderung des Ratsvorsitzenden aufgreifen, konkret zu werden. Dem allgemeinen Dank schließe ich mich selbstverständlich an. Das Impulspapier ist wichtig und richtig, es regt uns zum Nachdenken an.

Ich begrüße es sehr, dass der kirchlichen Bildungsarbeit in dem Impulspapier ein so großes Gewicht beigemessen wird, und ich habe auch volles Verständnis dafür, dass im Duktus des Gesamtpapiers und eingedenk seiner Absicht verknüpft, pointiert, in gewollter Verkürzung formuliert wird. Gleichwohl stelle ich fest, dass dadurch Unschärfen, Verengungen, ja zum Teil sozusagen gedankliche Verluste in Kauf genommen worden sind angesichts der bisherigen Verlautbarungen der EKD zum Thema Bildung. Ich meine, dies hätte nicht so in Kauf genommen werden müssen und sollte auch so nicht in Kauf genommen werden. Das möchte ich an drei Beispielen anhand von Gedanken im Impulspapier darlegen.

Erste Anmerkung: Bei der kirchlichen Bildungsarbeit, zumindest in vielen Institutionen wie zum Beispiel der Schule oder der Hochschule, geht es weniger um Beheimatung, sondern um Sprachfähigkeit im Glauben, um Reflexions- und Sprachfähigkeit über den Glauben. Dies setzt Wissen, Kenntnisse also, in den Überlieferungen des Glaubens als Grundlage für die Auseinandersetzung mit den Fragen des Glaubens selbstverständlich voraus. Und gut ist es, wenn ein solches Verfügungswissen kein „totes Wissen“ ist, sondern in der Reflexion und Auseinandersetzung zu „lebendigem Wissen“ wird.

Der im Impulspapier auf Seite 78 verwendete Dreiklang „Glaubenswissen, Orientierungswissen, Verfügungswissen“ ist meines Erachtens aber so nicht verwendbar. Glauben kann ich nicht wissen, auch dann nicht, wenn ich die zwölf wichtigsten biblischen Texte, die zwölf wichtigsten kirchlichen Lieder und die zwölf wichtigsten Gebete kenne. Sie zu kennen, das gehört zu meinem Verfügungswissen. Sie sind Teil des Kanons, den ich insgesamt kennen, also wissen sollte, wenn es um die religiöse Bildung geht. Über diesen Kanon zu streiten – das steht an und das ist wichtig. Aber erst die Reflexion hierüber, die Auseinandersetzung mit Inhalten und Aussagen, ermöglichen Orientierung, Richtungsanzeige, „Modi der Weltbegegnung oder Weltdeutung“, wie Jürgen Baumert sagt. Zu der systematischen Beschäftigung mit diesen verschiedenen Modi anhand der kognitiv-instrumentellen, ästhetisch-expressiven, evaluativ-normativen Lerndimensionen gehört ganz wesentlich eben auch

die Frage nach Leben, nach Tod, nach Ethik, Leiden, Glauben und Religion, also die ethisch-philosophisch-religiöse Lerndimension. Insoweit braucht Bildung Religion.

Und dennoch: Ich bin mir meines Glaubens gewiss, aber nicht durch die Aneignung von Verfügungswissen, auch nicht in Gestalt von Überlieferungen des Glaubens. Ich bin mir meines Glaubens gewiss, und dies ermöglicht mir Orientierung im Unterschied zu anderen Orientierungen, also Orientierungswissen.

Eine zweite Anmerkung: Die vorschnelle Gleichsetzung der verschiedenen Bereiche kirchlicher Bildungsarbeit auf Seite 79 des Impulspapiers, also kirchliche Kindergärten, evangelische Schulen, Religionsunterricht, Konfirmandenarbeit, Fortbildungsseminare – leider kein Wort zur kirchlichen Jugendarbeit, zur Gemeindepädagogik –, verzichtet auf gebotene Differenzierung. Ist es zweifellos das zentrale Anliegen im evangelischen Kindergarten, im Konfirmandenunterricht, vielleicht auch in bestimmten Fortbildungsseminaren „das Evangelium von der Barmherzigkeit Gottes und das evangelische Verständnis des Glaubens durch Einführung in eine evangelische Frömmigkeitstradition, Begegnung mit den wichtigsten Gebeten und geistlichen Liedern“, durch „Herzensbildung“ also – so alles im Papier –, zu vermitteln. Gleichwohl kann dieses nicht in gleicher Weise auf die kirchliche Jugendarbeit, die Schule, die kirchliche Studierendenarbeit und große Teile der kirchlichen Erwachsenenbildung übertragen werden. Hier geht es, didaktisch gesprochen, weniger um evangelische Unterweisung, sondern darum, dass zum Beispiel Schülerinnen und Schüler, Jugendliche, Erwachsene von ihrer Religionsfreiheit in einer eigenständigen, also mündigen Weise Gebrauch machen und machen können. Der Ratsvorsitzende hat dieses in dem Vorwort zu den zehn Thesen des Religionsunterrichts in der Schule eindrücklich so unterstrichen.

Es gibt einen Unterschied und es muss einen Unterschied geben zwischen dem Konfirmandenunterricht und dem Religionsunterricht in einer Schule in staatlicher Trägerschaft. Dieser muss bei der Zielbeschreibung auch deutlich herausgearbeitet werden und das muss im Impulspapier auch deutlich gemacht werden.

Dann ist es auch nicht erforderlich, einen Zusammenhang herzustellen, der doch so nicht existiert: Es heißt im Papier „Urteils- und Handlungsbereitschaft beruhen auf einer Gewissheit über Grund und Bestimmung des menschlichen Lebens“ und weiter: „und bedürfen deshalb eines religiösen Bezugsrahmens.“ Wieso eigentlich? In unserer Welt mit ihren globalen Deutungen und Begründungen bezüglich des Grundes und der Bestimmung des Menschen befinden wir uns als evangelische Christinnen und Christen mit anderen Begründungen und Deutungen in Konkurrenz. Die Andacht gestern hat uns eindrücklich vor Augen geführt, dass nicht nur andere völlig, sondern auch wir selbst nicht selten auf einen religiösen Bezugsrahmen bei der Bewältigung unseres Alltags verzichten.

In der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Deutungen und Begründungen hinsichtlich des Grundes und der Bestimmung des menschlichen Lebens erweist sich die „relative Vorzüglichkeit“ unserer evangelischen Antwort. Dafür treten wir ein und hoffen, dass viele Menschen die „relative Vorzüglichkeit“ auch für sich selbst erkennen. Wir bestehen darauf, dass die evangelische Antwort gehört wird, dass ihr Raum im Bildungswesen gegeben wird, also zum Beispiel im evangelischen Religionsunterricht. Aber wir behaupten doch keine logische, vernunftgemäße Verknüpfung zwischen dem Grund und der Bestimmung des menschlichen Lebens und dem religiösen Bezugsrahmen.

Und die dritte Anmerkung: „Bildung ist nach evangelischem Verständnis immer Bildung des ganzen Menschen“, so heißt es im Papier. Ich unterstreiche dieses ausdrücklich. Und auch diese Aussage im Papier ist völlig richtig: „Bildung zielt darauf, dass Menschen Möglichkeiten entwickeln können, Subjekt der eigenen Lebensgeschichte zu werden.“

Wir haben in diesen Tagen gehört, wie vielen jungen Menschen diese Möglichkeiten verwehrt werden. Umso weniger plausibel ist es, dass im Impulspapier evangelische Bildungsarbeit dort, wo ihre Ziele für 2030 formuliert werden, beschränkt wird auf kirchliche Fortbildung und Weiterbildung, kirchliche Elementarbildung, die Gründung von mehr Schulen in kirchlicher Trägerschaft sowie die Gewinnung von evangelischen Multiplikatoren und protestantischen Eliten. Das alles ist richtig und wichtig. Besonders dankbar bin ich ganz im Gegensatz zu der Verlautbarung gestern in der „Frankfurter Rundschau“, dass in diesem Papier ausdrücklich eine Aussage dazu gemacht wird, Multiplikatoren und protestantische Eliten heranzubilden. Ja, wir müssen uns darum bemühen, diese Meinungs- und Glaubensträger möglichst in allen gesellschaftlichen Bereichen heranzubilden und zu gewinnen. Sie sollten Garanten für den Dialog zwischen Glauben und Wissenschaft, Glauben und Wirtschaft, Glauben und Kultur, Glauben und Politik sein. Insoweit eine volle Zustimmung.

Aber warum werden im Impulspapier dann doch ganze Bereiche ausgeblendet, für die wir doch auch weiterhin Verantwortung übernehmen wollen? Ich denke etwa an den großen Bereich Bildung und Ausbildung in staatlicher Verantwortung. Die Reklamation des Religionsunterrichts in diesen Einrichtungen kann doch nur *ein* Grund für das kirchliche Engagement sein. Von ihrem kirchlichen und theologischen Selbstverständnis her geleitet, will Kirche doch Mitverantwortung für den gesamten Bildungsbereich übernehmen. Dies wird übrigens auch im Schwerpunktepapier ausdrücklich unterstrichen. Die Ausführungen im Impulspapier stellen aus meiner Sicht eine unnötige Reduktion kirchlichen Mitwirkens in dieser Hinsicht dar. Kirche will den Bildungsauftrag insgesamt mit beeinflussen und konkret mitgestalten, und dies auch in Zukunft.

Hohe Synode, ich wollte mit meinen Anmerkungen keine Kritik mit der Absicht äußern, das siebte Leuchtfeuer aus dem Impulspapier herauszunehmen. Ganz im Gegenteil! Mir liegt daran, es fortzuschreiben und klarer zu formulieren, weniger verengt, mehr differenziert. Ich freue mich deshalb auf die weitere Diskussion über das Impulspapier in Wittenberg und in Dresden. Der Impuls ist angekommen. Impulse auf diesen Impuls sollten aufgenommen werden.

### **Jugenddelegierter Otto**

Sehr geehrte Frau Präses, liebe Geschwister! Ich bin aej-Jugenddelegierter und im Vorstand der aej. Darum möchte ich jetzt erst einmal die Gelegenheit nutzen, dem Rat im Namen der aej für die Erarbeitung des Impulspapiers zu danken. Dieses hat endlich eine Debatte über die Zukunft des Protestantismus ausgelöst, die schon lange überfällig war.

Ich äußere mich nun zu zwei Punkten des Papiers. Als Erstes spreche ich zum Leuchtfeuer 7, das sich mit der religiösen Bildung im Jahre 2030 beschäftigt. Unserer Meinung nach ist der Bildungsbegriff in diesem Papier zu eng gefasst. Das Papier bezieht sich leider nur auf die religiöse Erziehung in den kirchlichen Kindergärten und Schulen sowie den Religions- und Konfirmandenunterricht. Dieser bildet aber bei

weitem nicht die umfassende evangelische Bildungsarbeit ab, die es schon jetzt in unseren Landeskirchen gibt und die es auszubauen gilt.

An dieser Stelle weise ich auf die wichtige Erziehungsarbeit hin, die in unseren jungen Gemeinden geleistet wird. Auf diese Arbeit können Sie auch in Zukunft nicht verzichten. Denn auch für die Jugendlichen von 2030 muss gelten, dass sie sich außerhalb von Schule und Religionsunterricht in den Kirchen beheimatet finden.

Auch die Erwachsenen- und die Familienbildung dürfen in der Zukunft nicht vernachlässigt werden. Wir behaupten ja immer, dass unsere Gemeinden familienfreundlich sind. Durch diese Aussage verpflichtet sich unsere Kirche aber auch, entsprechende Angebote zu machen.

Weiterhin darf in der Zukunft auch nicht die Seniorenarbeit vernachlässigt werden. Unserer Meinung nach muss dieses Arbeitsfeld in der Zukunft noch stärker ausgebaut werden. Unter uns gesagt: Davon werden auch Sie profitieren.

Als Zweites äußere ich mich nun zu der in der Öffentlichkeit schon breit diskutierten Frage der Zusammenlegung unserer Landeskirchen. Ich möchte in diesem Zusammenhang an unsere verschiedenen Bekenntnisse erinnern, die den wünschenswerten Pluralismus in der EKD ausmachen, der für die Zukunft des Protestantismus weit über das Jahr 2030 hinaus wichtig ist.

Bei den Forderungen nach der Zusammenlegung von Landeskirchen, die ich persönlich begrüße, bitte ich aber, immer an die Bekenntnisschriften zu denken. Denn wer bei der Zusammenlegung nicht die Bekenntnisschriften in den Augen behält, verrät meiner Meinung nach unser protestantisches Erbe.

Zum Schluss habe ich noch eine Bitte. Ich würde mich sehr freuen, wenn ein Synodaler oder eine Synodale mein folgendes Anliegen in einem Antrag aufnehmen würde. Ich würde es begrüßen, wenn das Kirchenamt der EKD den Synodalen Listen der Teilnehmer am Zukunftskongress in Wittenberg austeilen könnte. Dadurch würde eine transparentere Möglichkeit geschaffen, wie die Synode mehr in den Meinungsbildungsprozess eingebunden werden kann. Auf diesem Weg würde nämlich sichtbar werden, wen wir als Ansprechpartner für Vorschläge haben.

### **Präses Rinke**

Das Präsidium hat Ihren Wunsch schon aufgenommen; das können Sie nicht wissen. Wir werden auch sehen, ob wir möglicherweise zwei aus Ihrer Gruppe nach Wittenberg schicken können. Ich denke, das ist nach der ganzen Diskussion selbstverständlich.

### **Synodaler Bewersdorff**

Frau Präses, ich hätte Bruder Bade gerne meine Redezeit geschenkt, weil ich glaube, dass er in einer sehr systematischen Weise genau die Schwachpunkte des siebten Leuchtfuers aufgezeigt hat. Es ist gut, dass er dabei den Anschluss an ein Verständnis von Bildung gesucht hat, das wir in EKD-Veröffentlichungen schon längst diskutieren.

Ich möchte nur noch zwei oder drei ganz kleine Anmerkungen machen. Es ist gut, dass die Bildung im Jahr 2030 endlich als eines der wichtigsten Arbeitsfelder entdeckt werden wird. Es ist weniger gut, dass wir unter Umständen bis 2030 warten müssen. Ich hoffe, dass wir einen Perspektivenwechsel schon eher hinbekommen.

Es ist gut, dass wir über zentrale Inhalte nachdenken – ja, auch über den Kanon. Das ist sehr gut. Aber es ist weniger gut, wenn wir glauben, dass die Aufstellung eines Kanons selber schon bildungswirksam ist. Genau das hat Bruder Bade hier systematisch aufzuzeigen versucht.

Darum will ich auf zwei Schwachstellen hinweisen. Man kann sich bei dem Impulspapier fragen, wie eigentlich die Menschen vorkommen, über die hier geredet wird. Kommen sie als Subjekte vor, oder kommen sie als Objekte vor? Das Impulspapier möchte die Balance zwischen Vermittlung und Aneignung halten, um es in der Fachsprache zu sagen. Ich glaube aber, das Impulspapier bleibt dennoch bei einer Didaktik der Vermittlung stehen. Denn prüft man die Begrifflichkeiten, wird man entdecken, dass von Einführung, von Heranführung, von Vermittlung, von Vertrautmachen, von Zur-Regel-werden-Lassen, vom Beheimaten und von der Prägestkraft gesprochen wird. Die Anhäufung solcher Begrifflichkeiten zeigt eine Religionspädagogik und eine Didaktik, die wir bildungstheoretisch eigentlich schon überwunden haben. Anders ausgedrückt: Ich bin mir, ohne dass ich die katechetische Arbeit in Misskredit bringen will, nicht sicher, ob der katechetische Schwerpunkt für ein Bildungsverständnis der Kirche im Jahre 2030 wirklich hinreichend ist.

Das Erste. Es ist hochinteressant, dass in dem Papier zwei wesentliche Fragestellungen ausgeblendet werden. Das eine ist die Frage der Jugendarbeit – das ist angeklungen – und dort insbesondere die der offenen Jugendarbeit. Die Orientierung an Bildungsorten und nicht an Bildungsbiografien oder Lebenssituationen von Menschen führt zu der gefährlichen Verengung, dass wir offenbar die Menschen unter uns kaum wahrnehmen, denen unsere Bildungsanstrengungen insgesamt vornehmlich gelten sollen, also jungen Menschen, die bildungsfern sind oder die in sonstigen Milieus unseren Gemeinden gar nicht vorkommen. Sie brauchen Angebote, sich in religiösen, in theologischen Fragen und auch in geistlichen Fragen und Haltungen zu orientieren.

Auch die Frage der Familien, der Eltern und der Erwachsenen ist aus meiner Sicht viel zu beiläufig diskutiert. In einer Gesellschaft verschärfter oder radikaler Pluralität stehen wir vor der Frage, wie wir unseren Glauben täglich neu bewähren. Eine der schwierigsten Fragen, vor denen die Kirche aus meiner Sicht in der Zukunft stehen wird, ist die, wie Menschen denn Christen bleiben. Nicht nur Christ-Werden ist also eine Aufgabe; unter der Perspektive konkurrierender Angebote ist vielmehr die Frage nach dem Christ-Bleiben eine der zentralsten Aufgaben im Bildungsbereich. Auf diese beiden Bereiche wollte ich hinweisen.

Ich habe zum Schluss noch eine Bitte. Ich weiß, dass gern der Begriff der Beheimatung gewählt wird. Ich möchte darum bitten, dass über diesen Begriff doch noch einmal grundsätzlich nachgedacht wird. Ich weiß sehr wohl, in welche Kontexte er religionspädagogisch hineinspricht. Ich weiß, wo er seinen literarischen Ort hat. Der literarische Ort ist jedenfalls im Hinblick auf die religionspädagogische Kontextuierung nicht der evangelische Ort.

Das Zweite. Ich beschreibe es in einem Bild. Ich selber komme noch aus der Generation der Heimatvertriebenen. Deswegen ist mir der Begriff „Heimat“ sehr wertvoll. Ich selber habe Heimat nicht dadurch gefunden, dass man etwas mit mir gemacht hat, dass man mich beheimatet hat. Ich habe Heimat gefunden, indem es Menschen gab, die mich haben Heimat finden lassen und entdecken lassen, wo für mich Heimat sein kann. Das ist ein anderer Zugang zu den Bildungsfragen und zu den

katechetischen Fragen, als das im Papier aufscheint. Profilbildung muss ich nicht nur wollen, sondern Profilbildung muss ich auch mit Fragestellungen eines modernen Bildungsbegriffes umsetzen wollen.

*(Die Sitzung wird für eine Kaffeepause unterbrochen.)*

### **Präses Rinke**

Wir fahren in der Beratung zum Impulspapier fort.

### **Synodaler Möhring**

Frau Präses, liebe Synodale! Die großen Themen von Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung werden uns, denke ich, auch im Jahr 2030 noch beschäftigen. Wenn wir unser Schwerpunktthema sehen, dann ist das nur ein Grund dafür. Diese Themen werden uns in unserer eigenen Arbeit, aber auch im Kontext der Ökumene beschäftigen.

Wenn man lange genug sucht, findet man im Impulspapier auch einen Hinweis darauf, angehängt an das Thema Diakonie. Bruder Sens hat von einem Appendix gesprochen – so viel zum Thema: Was ist uns Latein wert?

Aber wenn wir von diesem Thema reden, dann kann das nicht nur in einem Nebensatz geschehen. Ich denke, wir brauchen dringend eine Verstärkung dieses Themas im Impulspapier und als Impuls für unsere kommende Arbeit. Wenn wir das verstärken wollen, dann muss es auch Auswirkungen haben auf unsere mittel- und langfristige Finanzplanung. So viel zu dem Thema von heute Vormittag aus dem Haushaltsausschuss.

Wenn ich das sage, dann meine ich es nicht nur zu diesem Thema, sondern möchte es verallgemeinern. Wir müssen eine Verbindung schaffen zwischen unserer Finanzplanung und den Impulsen und Schwerpunkten, die wir uns mit diesem Impulspapier setzen. Wenn wir diese Verbindung nicht haben, dann verpuffen die Impulse.

Lassen Sie mich abschließend noch einen Dank aussprechen, einen Dank an Bruder Sens in Bezug auf seine Ermutigung im Hinblick auf das Zusammengehen von Landeskirchen. Wir sind in Mecklenburg und Pommern auch auf diesem Weg und haben diese Ermutigung dringend nötig. Wir bitten Sie, uns darin zu begleiten mit Ihren Gedanken und Ihrer Fürbitte.

### **Synodale Brackert**

Frau Präses, Hohe Synode! In der FAZ von gestern war auf Seite 1 ein erstaunlicher Satz zu lesen: „Die Volkskirche geht nicht zu Ende, sie ist am Ende.“ Diese Einschätzung der Situation hat der Erzbischof von Essen dem Papst in Rom vorgetragen. Sie finden einen solchen sturmläutenden Satz in unserem Perspektivpapier nicht, im Gegenteil: Es verdankt sich der Überzeugung, dass es dem deutschen Protestantismus gelingen muss und gelingen wird, seine volksskirchlichen Strukturen zu retten: durch Konzentration, durch Qualitätssicherung, durch die Entwicklung und Pflege neuer, auch milieuspezifischer Angebotsformen.

Das Personal dazu ist vorhanden. Von der Pfarrerdichte, wie sie bei uns noch immer selbstverständlich ist, können die deutschen Katholiken nur träumen. Die entsprechenden Personalkosten sind natürlich auch erheblich und haben manche Landeskirche schon ganz schön ins Schleudern gebracht.

Also: Lasst uns mit diesem Pfund wuchern.

Bei der in dem Papier abzulesenden Konzentration auf die zu stärkende Rolle der Pfarrerschaft ist allerdings eine Erkenntnis ganz unter den Tisch gefallen: So wenig, wie Eltern die alleinigen Erzieher ihrer Kinder sind – das Umfeld, die Schule, vor allem aber die Medien erziehen mit –, so wenig bildet sich in der Gesellschaft die Vorstellung von dem, was Kirche ist, was sie anzubieten habe, was in ihr zu finden sei, allein durch die Pfarrerschaft. Darum halte ich es für ein gravierendes Defizit dieses Papiers, dass es nur die Kanzel vor Ort, aber nicht die „elektronische Kanzel“ in den Blick nimmt, obwohl es von dort einiges zu lernen gäbe. Stichwort: Qualitätssicherung im Predigtamt. Für die Pfarrerrinnen und Pfarrer, die das „Wort zum Sonntag“ zu sprechen haben und die vor Millionen von Augen der Vergleichbarkeit ihrer Verkündigung ausgesetzt sind, sind Schulung und konstruktiv-kritische Begleitung ganz selbstverständlich und unverzichtbar. Es gibt also schon Modelle, wie man so etwas macht.

Aber ich will eigentlich nicht zum „Wort zum Sonntag“ sprechen, sondern zu den Medien ganz allgemein. Der Synodale Michelsen hat gestern schon darauf hingewiesen, dass, wer von der zukünftigen Gestalt der Kirche spricht, von der Aufstellung der evangelischen Medien in dieser Zukunft nicht schweigen kann.

Denn es lässt sich doch nicht leugnen, dass durch Bücher und Zeitschriften, Fernsehen und Internet, längst eigene Austragungsorte eines religiösen Diskurses entstanden sind und immer weiter entstehen. Wer also von Zukunft spricht, kann nicht nur von Landeskirchen und ihren Strukturen reden. Wer die Gemeinden, die Haupt- und Ehrenamtlichen zu mehr Außenorientierung anstatt zu Selbstgenügsamkeit auffordert, wer wie in Leuchtfeuer 9 von „Agenda-Setting“ spricht und das stärken will, der braucht die Medien; die eigenen und die anderen. Denn nicht überall gibt es so gut gebahnte Wege wie zu den Öffentlich-Rechtlichen. Das gilt ganz besonders für den säkularen Printbereich, insbesondere für die Meinungsführer-Zeitungen. Da sind die Katholiken viel erfolgreicher in der mittelbaren Lancierung katholischer Positionen.

Wie also sollte die evangelische Kirche im Jahr 2030 medial aufgestellt sein? Ich will ein Stück weit „wildes Denken“ wagen, was sich die Perspektivkommission leider versagt hat. Ich stelle mir vor, dass die Synodale, die im Jahr 2030 zu einer EKD-Synode reist, sich am Zeitungskiosk mit dem „Stern“ eingedeckt hat, genauer dem „Stern von Bethlehem“, eine große, gute eingeführte evangelische Publikumszeitschrift, die allgemein unter dem Namen „Stern B“ läuft und die sich am Markt bei Getauften und Nichtgetauften, bei Kirchenmitgliedern und Nichtkirchenmitgliedern als eine lesenswerte Lektüre, ähnlich wie „Chrismon“, durchgesetzt hat. Sie hat in ihrem Reisegepäck vielleicht auch noch den letzten Bestseller, einen Roman, der ähnlich wie vor 60 oder 80 Jahren die Lennackers in Romanform die Geschichte des evangelischen Pfarrhauses im 20. Jahrhundert erzählt. Titel „Bis dass der Tod Euch scheidet“. Erschienen ist dieser Roman in einem großen evangelischen Verlag, auf Augenhöhe mit dem Herder-Verlag. Die Adresse für evangelisch positionierte Publikationen.

Ich kann mir vorstellen, dass in mein Kabelnetz bis dahin selbstverständlich ein kirchlicher Fernsehsender eingespeist ist – mit einem Vollprogramm –, der an Zuschauerzahlen „arte“ und „Phoenix“ längst hinter sich lässt. Ich stelle mir vor, und da bin ich ganz sicher, dass der epd seine Position als die führende Nachrichtenagentur im Raum der Kirche weiter ausgebaut und behauptet hat und vor allem auch wegen seiner Kompetenz im Bereich Sozialpolitik geschätzt wird. Die Journalistenausbildung an der Evangelischen Medienakademie hat im Jahr 2030 hohe Priorität, ihre Kurse werden auch von Pfarrerinnen und Pfarrern und Gemeindemitarbeitern regelmäßig besucht. Daneben gibt es eine sehr professionelle evangelische Internet-Pflege. Es gibt, es gibt, es gibt...

Ich bin längst keine Fachfrau auf diesem Gebiet, aber wir haben in unseren Reihen Fachleute, die sich da auskennen, und da hat es mich doch sehr verwundert zu hören, dass so erfahrene Leute im Medienbereich, im Change-Management, Leute mit Visionen wie Jörg Bollmann oder Arnd Brummer oder der Medienbeauftragte der EKD zum Zukunftskongress in Wittenberg gar nicht eingeladen sind. Da frage ich, können wir uns das leisten? Eine Kirche, die Zukunftsentwicklung ohne Medienkonzeption betreibt, hat, fürchte ich, ihr Licht schon unter den Scheffel gestellt.

### **Synodaler Strenge**

Verehrte Frau Präses, liebe Synodale! Als ich das Papier erhielt – nicht zu früher Stunde wie Robert Leicht, sondern mit der Post, aber zeit- und termingerech am 5. Juli – habe ich mich zunächst mit der Überschrift befasst „Kirche der Freiheit“. Da war noch gar keine Rede bisher davon und ich dachte, ob das wohl der richtige Begriff ist, denn Freiheit hat vor allem im letzten Jahrhundert viele andere Anklänge gehabt, da kann man viel Missbrauch damit treiben. Aber dann habe ich den Ratsbericht gehört und das Dreieck zu Würde – Freiheit – Verantwortung. Ich glaube, das hat deutlich gemacht, dass wir den richtigen Titel gewählt haben. Deshalb ist es richtig, dass wir nach außen offensiv damit umgehen. Wir sind die Kirche der Freiheit und wollen diese bis zum Jahr 2030 weiter entwickeln.

Dann soll das ein Impuls sein, meine Damen und Herren. Herr Magaard hat dazu eine physikalische Erklärung gegeben; die habe ich in der Obersekunda mit ausreichend abgegeben; ich bin da nicht so firm. Mir fällt dabei eher eine Gastherme ein mit kleiner Flamme. Entweder verpufft die Flamme und die Heizung wird kalt oder es kommen nach dem Impuls ganz viele andere große Flammen und das Wasser wird warm. Und so ist es Gott sei Dank auch mit diesem Impuls gegangen. Wer äußert sich? Die Pfarrer äußern sich, die Pfarrerverbände, die Bischöfe und Präses äußern sich, aus großen Kirchen, aus kleinen Kirchen, und es äußern sich natürlich auch manchmal Mitglieder der Perspektivkommission. Lesen Sie einmal epd Nr. 4 von heute, was dort Herr Tanner zu den Pfarrern verbreitet. Das hat viel Temperament, das ist auch okay und das zeigt, dass der Impuls in Gang gekommen ist.

Dann gibt es immer den Vorwurf, den ich für unberechtigt halte, das sei schon eine betriebswirtschaftliche Sprache. Auch Sammlungsbewegungen äußern sich so. Ich mute Ihnen nur drei kurze Sätze zu: „Je weiter man liest, desto klarer entsteht der Eindruck, eine marketing-orientierte betriebsorganisatorisch und methodenverfallene Führungselite hat sich aufgeklärt und emanzipiert an die Formen der Kirche gemacht. Aber nicht die Form, sondern die Inhalte sind das Problem. Die skizzierten Formen bieten Raum für beliebige Christus- und Gemeindebilder. Im volkskirchlichen Supermarkt lässt sich auch der Atheist noch als anonymen Christ vereinnahmen, wenn

er nur Kirchensteuern zahlt“ und so weiter, und so weiter. Das müssen wir auch aushalten, ein solches Echo. Das können wir auch aushalten.

Ich habe, was die Sprache angeht, nur bei einem Begriff etwas gezögert. Er findet sich im Vorwort, Herr Dr. Huber. Was passiert denn eigentlich nach Wittenberg und auch in Wittenberg? Auf dem Zukunftskongress soll die Diskussion in einer „Aufwärtsagenda“ gebündelt werden. Was soll das denn sein? Aufwärts immer, abwärts nimmer, fällt mir dazu ein.

*(Heiterkeit)*

Und dann geht es weiter: „... auf deren Grundlage der deutsche Protestantismus die Dekade bis zum Lutherjubiläum 2017 mit frischen Impulsen gestalten wird.“ Also, jetzt haben wir einen Impuls, und dann kommen noch *frische* Impulse. Das ist ja wunderbar.

Mein letzter Punkt: zum Ausblick, Seite 101, eine Frage an den Rat. Das hängt wieder mit Wittenberg zusammen, und ist ganz ernst gemeint. Es heißt, dass jetzt ein Diskussionsprozess stattfindet. Dabei werden neben einem allgemeinen Diskussionsprozess, zu dem der Rat der EKD ausdrücklich ermuntert, in einem Konsultationsverfahren Vertreterinnen und Vertreter verschiedener kirchlicher wie nichtkirchlicher Bereiche nach ihrer Einschätzung befragt und um weitere Anregungen gebeten. In Aufnahme und Fortführung der Ergebnisse dieses Prozesses kommt dann der Zukunftsprozess. Wie wird denn das kommuniziert bis zum 25. Januar 2007, was in dem Konsultationsprozess noch gekommen ist? Und wie läuft der eigentlich handwerklich ab? Das wird vielleicht die Synode im Vorfeld interessieren, mich zumindest tut es das.

*(Beifall)*

### **Synodaler Dr. Beintker**

Frau Präses, liebe Mitsynodale! Ich möchte gerne eine Anmerkung machen zum 11. Leuchtfeuer, dessen Ausstrahlung heute nicht ganz so deutlich ist, wie sie es gestern war: zur Wertschätzung des deutschen Landeskirchentums. Es war sehr bemerkenswert, dass die öffentliche Diskussion sich sehr schnell auf diese Frage konzentrierte und eine Abwehrbewegung durch kirchenamtliche Äußerungen im Blick auf die Zumutung ging, über die territoriale Gliederung des deutschen Protestantismus überhaupt nachzudenken.

Ich finde, dass uns die Landeskirchen in ihrer territorialen Gliederung sehr schön und anschaulich die deutsche Landkarte des 19. Jahrhunderts vorführen. Es ist auch durchaus reizvoll, auf ökumenischen Versammlungen, wie zuletzt in Budapest bei der Versammlung der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, immer gleich eine beachtliche Schwungmasse von 23 deutschen Landeskirchen präsentieren zu können, während die anderen nur ganz bescheiden als dänische, schwedische oder finnische Kirche da sind. Aber wir haben, so meine ich, für das 21. Jahrhundert wirklich die Verantwortung, über dieses Gliederungsprinzip sehr genau nachzudenken.

Es gibt tatsächlich, das ist auch einmal wieder vermerkt worden – keine triftigen theologischen Gründe für diese territoriale Gestalt, außer dass wir das Bekenntnis vorweisen können, dem sich dem Herkommen nach Landeskirchen verpflichtet wissen. Gerade an dieser Stelle ist dann die Bekenntnisgebundenheit besonders geschätzt. Man darf aber auch daran erinnern, dass wir durch die ökumenischen Prozesse der

letzten 50 Jahre, insbesondere durch die Leuenberger Konkordie, auch in einer neuen Situation sind und dass wir – einige tun das ja auch unter uns – dieser neuen Situation auch Rechnung tragen müssen. Ich betone, dass die Probleme mit den territorialen Grenzen nicht nur Probleme der kleinen Kirchen sind, sondern es sind ganz entscheidend auch Probleme der großen Kirchen. Denn die großen Kirchen müssten auf ihre Weise auch deutlich machen, dass sie ein Stück ihrer eigenen Selbständigkeit und Autonomie in Richtung EKD weiter treiben und weiter entwickeln. Das ist gewiss auch ein Problem, dem man sich stellen muss. Heimatgefühle sind jedenfalls kein ekklesiologischer Indikator. Sie sind liebenswert und schätzenswert und können durchaus eine ganz bestimmte Situation des Vertrautseins mit dem kirchlichen Bereich, in dem man wohnt, schaffen. Aber das Reich Gottes hat an dieser Stelle alle Heimatgefühle im Zeichen einer Heimat, die größer ist als alles, was wir Heimat nennen, immer schon überboten und wird sie weiter überbieten.

Ich freue mich, dass wir diese Diskussion anpacken können und wünsche ihr, dass sie gerade auch an diesem Punkt von konzeptionellem Mut geprägt ist, nicht von der Angst, wir könnten hier in irgendeiner Weise Dinge verlieren. Wir können alle gemeinsam an dieser Stelle nur gewinnen.

Es gibt in unserem Lande keine andere gesellschaftliche Institution, die den Mut hat, bis zum Jahr 2030 Planungen anzustellen. Ich kenne jedenfalls öffentlichkeitswirksam keine andere Institution. In dieser Hinsicht ist dem Rat wirklich nur zu danken, dass er die EKD in einer ganz bestimmten Weise für diese Zukunftsdiskussionen positioniert hat. Zur Frage, inwieweit wir davon dann auch die theologische Ausbildung profitieren lassen, liegt mir sehr viel auf der Zunge. Ich will dazu nur noch bemerken, dass es vielleicht gar nicht so günstig ist, die kommunikativen Fähigkeiten gegen die inhaltlichen Vermittlungskompetenzen auszuspielen. Ich kann mir auch eine EKD vorstellen, in der im Jahr 2030 auf Lateinisch im Internet gechattet wird.

*(Zurufe, Beifall)*

### **Synodaler Simmer**

Frau Präses, verehrte Synodale! Das Christliche in der Moderne tritt in dreifacher Gestalt auf: 1. als kirchliches Christentum, 2. als öffentliches Christentum und 3. als individualisiertes Christentum. So ist es nachzulesen in dem Impulspapier auf Seite 44. Deswegen sage ich: Wenn wir gegen den Trend wachsen wollen, dann müssen wir in der Begründung für eine Kirchenmitgliedschaft raus aus der Defensive, rein in die Offensive. Es geht nämlich darum, diese drei Gestalten des Christentums, diese drei Erscheinungsweisen nicht weiter auseinander fallen zu lassen, als sie es tatsächlich schon sind.

Die Frage, warum es gut und wichtig ist, in der Kirche zu sein, ist nicht nur eine Frage für das weiß-blaue Bäffchen. Oder umgekehrt: Warum ist Kirchaustritt schlecht und warum ist Kirchenmitgliedschaft gut? Oder, wenn ich das jetzt auf diese drei Bezüge münze: Warum ist die Kirchenmitgliedschaft für mich persönlich, für die kirchliche Gemeinschaft, für die Öffentlichkeit und Gesellschaft wichtig? Für diese Fragen dürfen wir uns einfach nicht zu fein sein, denn dort sind wir nämlich genau an der Membran unserer Kirche, wie es Wolfgang Huber in seinem letztjährigen Jahresbericht des Rates auch ausgedrückt hat. Und schließlich: Warum lohnt es sich, auch einen finanziellen Beitrag für die Kirche zu leisten und Kirchensteuer zu zahlen?

Gerade bei der Frage der Kirchensteuer verhalten wir uns ja eher defensiv: möglichst nicht daran rühren, das nicht in einen ausreichenden Begründungszusammenhang zu stellen. Aber das Papier geht ja bereits darüber hinaus, indem es nämlich einer „Besitzstandswahrung“ der Kirchensteuer – ich spitze das jetzt einmal zu – weitere Finanzierungsergänzungssysteme zur Seite stellt.

Also, kurzum: Wir haben zuallererst einen Auftrag, aber auch gleichzeitig Erwartungen von Mitgliedern und Nichtmitgliedern an unsere Kirche. Das ist uns alles bekannt, auch aus den Mitgliederschaftsstudien. Unsere Aufgabe wäre es eigentlich, die Schnittmenge zwischen Auftrag und Erwartung möglichst groß zu machen. Diese Rechenschaft sind wir nämlich auch unseren Mitgliedern schuldig, eine Rechenschaft darüber, wie wir ihre Erwartungen erfüllen. Außerdem dient so eine Rechenschaft dann auch wieder der Selbstvergewisserung über den eigenen Auftrag. Dafür brauchen wir auch ein Instrumentarium.

In Hessen-Nassau haben wir ansatzweise so etwas. Wir haben einen Jahresbericht und den setzen wir sehr gezielt, aber eben auch nur punktuell zur Mitgliederbindung ein, sowohl für Mitglieder mit höherem Kirchensteueraufkommen als auch für solche, bei denen wir hören, dass sie über einen Kirchenaustritt nachdenken. Ich habe den Jahresbericht selbst zwei Mal an Menschen weitergereicht, die darüber nachgedacht haben, aus der Kirche auszutreten, und ich habe da ein beeindruckendes Echo bekommen. Deswegen sage ich, für diese Sprachfähigkeit als Christen und auch als Kirchenmitglieder brauchen wir faktenbezogene Unterstützung und müssen ein solches Instrumentarium verstärken.

An dieser Stelle müssen wir auch den Blick des Papiers noch weiten. Wir dürfen als Kirche die Menschen nicht nur einladen. Das wäre eine reine Angebotsorientierung, die auch dem Qualitätsbegriff sehr nahe kommt. Wir müssen als Kirche nicht nur einladend sein, sondern wir müssen die Menschen auch abholen – in ihrer Nähe und bei ihren Erwartungen an uns. Deshalb ist auch das paulinische Wort, wir müssen den Juden Juden und den Griechen Griechen sein lassen, in diesem Papier sehr wichtig.

Wenige Anmerkungen in diesem Zusammenhang: Da wir die Menschen abholen müssen, ist und bleibt die Ortsgemeinde selbstverständlich „infrastrukturell“ unverzichtbar. Wird nicht die Kirche ja auch gerade aufgrund ihrer Ortskenntnis geschätzt? Deswegen sage ich: Bei den angedachten Verschiebungen von den Ortsgemeinden weg, wie sie im 2. Leuchtfeld stehen, fehlt es meines Erachtens im Impulspapier auch an einer Auseinandersetzung mit den Auswirkungen solcher Verschiebungen auf die volkswirtschaftlichen Strukturen insgesamt. Dies ist möglicherweise auch ein Zielkonflikt im Papier, wenn wir andererseits hören, dass wir den Mitgliederanteil bei 31,3 Prozent halten wollen.

Richtig erkannt ist freilich auch ein weiterer Aspekt, nämlich die abholende Bedeutung der Kasualien für Lebensbezüge, aber auch gegenüber den Erwartungen.

Und schließlich – mein letzter Punkt –: Wenn wir die drei Gestalten des Christentums, so wie sie ausgedrückt sind, als kirchliches Christentum, als öffentliches Christentum und auch als individualisiertes Christentum nicht mehr weiter auseinander fallen lassen wollen, dann müssen wir auch über die Gesamtwahrnehmung der evangelischen Kirche – im Singular! – nachdenken. Seien wir einmal ehrlich: Wie viele unserer Kirchenmitglieder wissen eigentlich, welchem Dekanat, welchem Kirchenkreis oder welcher Landeskirche sie angehören? An dieser Wirklichkeit geht die ganze Diskussion um die Landeskirchengrenzen und -fusionen teilweise vorbei. Aber die

Menschen wissen sehr wohl, wo sie sich in der Gemeinde zuordnen oder welchen gemeinschaftlichen Begegnungen sie sich zuordnen.

Deswegen ist es auch konsequent und nur richtig, dass die EKD im 12. Leuchtf Feuer den Anspruch erhebt, im Dienst der Gemeinschaft der Gliedkirchen den deutschen Protestantismus in der Öffentlichkeit zu repräsentieren. Jedenfalls geht es hier um eine Gesamtwahrnehmung.

Ich komme zum Schluss. Gehen wir also bei der Begründung für eine Kirchenmitgliedschaft und damit bei der Gesamtwahrnehmung der evangelischen Kirche von der Defensive in die Offensive!

### **Synodaler Schneider**

Sehr geehrte Frau Präses! Liebe Mitsynodale! Ich möchte mich nur kurz zum 8. Leuchtf Feuer, zur Diakonie, äußern. Ich bin dankbar dafür, dass unter dem Leuchtf Feuer „Zum Handeln der Kirche in der Welt“ die Diakonie ihren gebührenden Platz findet. Wir wissen alle, wie stark das diakonische helfende Handeln den Erwartungen der Mitglieder der Kirche und der Gesellschaft insgesamt entspricht. Eine Kirche, die Menschen gewinnen will, wird auch im Jahre 2030 eine diakonisch handelnde Kirche sein. Vor allem aber ist es der Auftrag der Kirche Jesu Christi, in ihrem Grund in Jesus Christus gegeben, dass wir eine diakonisch handelnde Kirche sind. Diakonie ist damit nicht nur eine Wesensäußerung, sondern eine Wesensdimension der Kirche Jesu Christi.

Ich begrüße es auch, dass im Text zum 8. Leuchtf Feuer die Notwendigkeit der evangelischen Profilierung der Diakonie deutlich angesprochen wird. Es geht dabei aber sicherlich nicht nur um die evangelische Profilierung der Diakonie mit ihren Einrichtungen, sondern genauso um eine diakonische Profilierung der Kirche.

Mühe macht mir die im Text wahrnehmbare Polarität von anwaltschaftlicher und unternehmerischer Diakonie. Ich erlebe, dass gerade eine unternehmerisch entsprechend ihrem Auftrag geführte, am Ziel orientierte Diakonie oft eine Voraussetzung dafür ist, dass die sozialanwaltschaftliche Funktion mit Sachkenntnis und auch mit politischer Resonanz wahrgenommen werden kann. Anwaltschaftlichkeit und Sachkompetenz im Helfehandeln müssen miteinander verbunden sein.

Wir dürfen die manchmal in Gemeinden und Kirchenkreisen vorhandene Entgegensetzung von diakonischem Unternehmen und sozial gestaltender gesellschaftlicher Verantwortung in unserem Reformprozess nicht verstärken. Mir wäre wichtig, dass im weiteren Fortgang des Reformprozesses, zum Beispiel auf dem Zukunftskongress in Wittenberg, auch die unternehmerische Diakonie vertreten ist. Dabei geht es mir einmal um einen – soll ich sagen? – Knowhow-Transfer aus der unternehmerischen Diakonie in die kirchlichen Reformbemühungen, dann aber auch darum, dass der Reformprozess in der Diakonie ebenfalls wahrgenommen und dort die evangelische Profilierung als Chance der Auftragsgewissheit der Diakonie verstanden wird.

Ich denke, es ist ein wirkliches Leuchtf Feuer für die Kirche und für die Diakonie, wenn wir dazu beitragen können, dass die Diakonie bei der Kirche und die Kirche bei der Diakonie bleibt.

## **Synodaler Dolde**

Frau Präses! Hohe Synode! Ich möchte zu dem 7. Leuchtfeuer, also „Aufbruch beim kirchlichen Handeln in der Welt“, etwas sagen. Es geht dort vor allem um die Bildungsarbeit. Sie als lateinkundige Menschen wissen, dass das Wichtigste immer am Anfang und/oder am Schluss steht. Ich beziehe mich daher auf Seite 80 ganz am Schluss: „Die kontinuierliche Begleitung von herausragenden Nachwuchskräften sollte entwickelt bzw. ausgebaut werden.“

Hierzu passt sehr schön auf Seite 103 beim Ausblick die Formulierung: „Der Reformprozess in der evangelischen Kirche ist ein offener Prozess; alle Engagierten sind dazu eingeladen, eigene Vorschläge einzubringen. Es geht um einen neuen Aufbruch auf einem Weg, der zur Mitgestaltung und Mitwirkung einlädt.“

Ich bringe daher folgenden Sachantrag ein, um die Mitwirkung und Mitgestaltung für die Jugenddelegierten zu ermöglichen:

Das Kirchenamt wird gebeten zu prüfen, wie den 12 Jugenddelegierten der Synode der EKD eine volle und gleichwertige Teilhabe an der Mitarbeit in der Synode ermöglicht werden kann. Dabei ist insbesondere zu überprüfen, ob dazu eine Änderung der Geschäftsordnung ausreicht oder eine Änderung der Grundordnung notwendig ist.

Die Begründung, die ich jetzt verlese, stammt von den Jugenddelegierten.

Die Synode hat die Aufgabe, der Erhaltung und dem inneren Wachstum der Evangelischen Kirche in Deutschland zu dienen und Fragen des kirchlichen Lebens zu erörtern. Seit den Sechzigerjahren waren es vornehmlich die evangelischen Kirchen, die in allen internationalen und ökumenischen Konferenzen und Strukturen auf das Erfordernis größerer Inklusivität hingewiesen und einen Umbau der Zusammensetzung ökumenischer Gremien bewirkt haben, weil die Gemeinschaft im Dienst der Leitung den Lehren der Reformation und im Kern auch der evangelischen Ekklesiologie entspricht.

Für die ehemals ausgeschlossenen Teile unserer Kirche – Frauen und Jugendliche – wurde Platz gemacht, zuerst mit Hilfe von Quotierungen, heute als Teil des Selbstverständnisses der ökumenischen Bewegung. Unseren Gästen aus der Ökumene bietet sich auf der EKD-Synode jedoch ein ganz anderes Bild.

Während sich der Gedanke der Inklusivität in der Frage der Geschlechterverteilung unter den Synodalen zu einem Standard entwickelt hat, der auch vor den Reihen der Kirchenkonferenz nicht Halt macht, bildet die Synode der EKD einen im Durchschnitt deutlich überalterten Ausschnitt aus der Realität der Evangelischen Kirche in Deutschland ab. Gott sei Dank gehören junge Menschen aber auch heute noch in großer Zahl zu unseren Kirchen und Gemeinden. Ihre spezifischen Lebenserfahrungen und Blickwinkel erscheinen durch die bisherigen Regelungen der Geschäftsordnungen und Grundordnungen marginalisiert und weniger wichtig, obwohl sie in der Debatte um die Zukunft und um die Gegenwart unserer Kirche von unschätzbarem Wert sind.

Der jetzige Status der JugendvertreterInnen in unserer Synode entspricht nicht der Realität unserer Gemeinden. Jugendliche sind in der Kirche nicht zu Gast, sondern zuhause. Diese Zugehörigkeit kann und sollte auch in einer gleichberechtigten Anerkennung ihrer Mitwirkung auf der Synode ihren Ausdruck finden. Beispielhaft mag hier die Situation unserer Partnerkirche, der Church of England, genannt werden. Zu ihrer Generalsynode gehören mehrere Mitglieder unter 25 Jahren mit vollen Rechten.

Es ist an der Zeit, die guten Erfahrungen aus ökumenischen Versammlungen endlich auch in den Kirchen umzusetzen, die sie einst selbst der Ökumene empfohlen haben.

Die gegen die Gleichberechtigung der Jugenddelegierten eingewandten Bedenken bezüglich einer möglichen Verschiebung der Gleichgewichte in der Synode im Proporz der Gliedkirchen halten einer sachlichen Überprüfung nicht stand. Einerseits sind heute regulär 20 berufene Mitglieder in der Synode, deren Zugehörigkeit zu bestimmten Gliedkirchen nicht den Ausschlag für oder gegen eine Berufung gibt, da sie als Persönlichkeiten gelten, die „für das Leben der Gesamtkirche und für die Arbeit der kirchlichen Werke Bedeutung haben“. Andererseits achten die Jugendverbände auch heute schon darauf, dass die Jugenddelegierten aus unterschiedlichen Landeskirchen und Arbeitsformen stammen und so ein repräsentatives Spektrum der Pluralität in der Jugendarbeit abdecken.

Das Szenario, eine kleine Kirche könnte eine größere Zahl durch die Entsendung von Jugenddelegierten erreichen, ist daher in doppelter Hinsicht nicht nachvollziehbar, ja utopisch, da über die Nominierung der Jugenddelegierten bundesweite Leitungsgremien entscheiden, die von den Voten einzelner Landeskirchen unabhängig sind.

Unbeschadet der Zielsetzung, dass endlich auch junge Delegierte aus den Landessynoden in die EKD-Synode entsandt werden müssen, wird eine gleichberechtigte Teilhabe der jungen Generation an den Aufgaben der EKD ein wichtiges Signal setzen, dass es der evangelischen Kirche ernst ist mit ihrem Aufbruch in die Zukunft.

Es kann das Auge nicht sagen zur Hand: Ich bedarf dein nicht oder wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf euer nicht, sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns dünken, die schwächsten zu sein, sind die nötigsten. (1. Kor. 12,21f)

### **Jugenddelegierte Busch**

Liebe Synode, werte Frau Präses, werter Herr Ratsvorsitzender! Das war natürlich ein Antrag, der in unserem Sinne eingebracht wurde. Ich wurde mehrfach auf den ersten Satz in meiner ersten Rede – „Wir sind das Prekariat der Synode“ – angesprochen. Ich habe mich dabei auch auf die Bibelarbeit von Herrn Crüsemann bezogen, der davon sprach, dass „Prekariat“ auf das lateinische „precor“ – „bitten, flehen“ – hinweist. Wir müssen nämlich darum bitten, dass unsere Interessen aufgenommen und eventuell auch umgesetzt werden. Das ist entwürdigend für die Generation der Kirche bis 2030.

In unseren Augen ist es erforderlich, dass die Freiheit der Kirche, d.h. sich Einbringen und Verantwortung Übernehmen, nicht erst 2020 oder 2030, sondern schon heute beginnt, damit das Papier „Kirche der Freiheit“ und auch das, was damit verbunden ist, Zukunft haben.

### **Ratsmitglied Direktorin Thieme**

Verehrte Frau Präses, Hohe Synode! Als ein Mitglied der Perspektivkommission unter vielen möchte ich anstelle von Bischof Bohl noch einige Eindrücke, die ich mit den Kollegen in der Perspektivkommission besprochen habe, zurückmitteln.

Zunächst einmal hat die Synode ihre Leitungsfunktion in einer fantastischen Weise, die mich richtig glücklich macht, wahrgenommen. Sie waren Impulsgeber und Impulsverstärker. Diejenigen, die schon lange über den Themen gesessen und über sie nachgedacht haben, haben vieles mitnehmen können, was ihnen gar nicht eingefallen wäre.

Der Impuls geht weit über die Synode hinaus. Wir haben als evangelische Kirche zum ersten Mal erlebt, dass eine Veröffentlichung innerhalb kürzester Zeit nicht nur eine Druckauflage von gut 20.000 erreichte. Nein, es gab 120.000 Downloads des Papiers von Menschen in den verschiedenen Gliederungsebenen unserer Kirche und weit darüber hinaus. Die Presseveröffentlichungen und Stellungnahmen mag man schon gar nicht mehr zählen. Wenn derzeit allein 150 bis 170 Stellungnahmen im Kirchenamt gesammelt werden, um den Kongress in Wittenberg zusätzlich anzuregen, mögen Sie sich vorstellen, welche Arbeit es macht, alles in eine konzentrierte, lesbare Form zu bringen.

Die Frage nach dem Prozess möchte ich gleich an den Anfang stellen. Wir hatten natürlich Vorstellungen, wie ein solcher Prozess aussehen könnte; aber wir haben es uns zu jeder Zeit selber verboten, ihn im Vorhinein zu bestimmen. Denn es war uns wichtig, auch hier und vor allem hier und nicht nur in der Kirchenkonferenz und im Rat eine ergebnisoffene Diskussion darüber zu führen, ob das, was so prägnant formuliert ist, anschlussfähig ist und an welchen Stellen es Korrekturen und Ergänzungen geben wird, die aus der Basis der Gemeinden, der Landeskirchen und der Synoden kommen.

Es wird eine große Aufgabe sein, diesen Prozess der Basisorientierung einerseits und der fachlichen Anreicherung andererseits miteinander zu verknüpfen.

Eine erste Diskussion, Herr Strenge, hat es gegeben mit einer Gruppe von Experten, die zu den einzelnen Leuchtfuern Korrekturen und Ergänzungen angebracht haben, damit wir in Wittenberg vielleicht auf einem fachlich höheren Niveau reden können, als es die knappe, konzentrierte Form des Perspektivpapiers ermöglicht.

Die Wünsche für Kraft und die Solidaritätsbekundungen, um Selbstkritik üben und Kritik aushalten zu können, haben wir natürlich dankbar entgegengenommen. Wir wissen, es gibt Defizite, und wir sind dankbar für die Anregungen, die insbesondere im Leuchtfuer Diakonie, Leuchtfuer Bildung und im Thema Medien gekommen sind. Ganz besonders ist ein Thema ins Blickfeld gerückt, das gar nicht aufgenommen war: die Ökumene. Der Auslandsbischof hat schon ganz keck formuliert: Wenn ein Leuchtfuer Ökumene drin gewesen wäre, hätte es vielleicht viel weniger Aufmerksamkeit erregt. Aber hier haben wir ein Proprium entdeckt, was dann zu einer verstärkten Wahrnehmung führte.

Lassen Sie mich auf drei Themen eingehen, die mir zentral erscheinen und in den Diskussionen immer wieder auftauchen. Das erste ist die Frage des Gemeindebildes. Wir haben darüber lange diskutiert und wir sind der Meinung, es gibt keinen Gegensatz von Profildgemeinde und Ortsgemeinde. Nein, wir müssen diese Formen von Gemeinde aufeinander zu entwickeln und damit sowohl die Profildgemeinden wie auch die Ortsgemeinden weiterentwickeln. Wenn wir in dem Gegensatz verharren, werden wir diese Herausforderung nicht meistern, und das vor dem Hintergrund, dass in den Landeskirchen längst Prozesse im Gang sind, die die Reduzierung von Ortsgemeinden zum Ziel haben und kein anderes Konzept dagegensetzen. In anderen Landeskirchen gibt es Versuche, diese einfache Lösung anders zu gestalten. Daher brauchen wir die Kultur des von einander Lernens über die landeskirchlichen Grenzen hinweg, über die

scheinbaren Gegensätze von urbanen Gemeindesituationen und auch Gemeindesituationen in ländlichen Räumen hinaus.

Ein zweites Thema, das immer wieder zentral diskutiert wurde, ist die Stellung und die Führungsaufgabe von Pfarrern in der zukünftigen Kirche. Die Perspektivkommission hat gerade nicht über Strukturen geredet, sondern darüber, was eine Kirche zur Kirche macht, nämlich die geistliche Profilierung, das geistliche Amt, die Priorität dieser Aufgabe, die in der alltäglichen Arbeit – das wurde hier auch vielfach geschildert, und ich kann es auch aus meiner eigenen Wahrnehmung sagen – durch so vieles beeinträchtigt wird und das trotzdem nicht die Wertschätzung für die unglaubliche Leistung, die Pfarrer in diesem Land erbringen und in dieser Kirche leisten, gering schätzt. Nein, wir möchten sie frei machen für die wichtige geistliche Aufgabe und ihnen auch die Möglichkeit geben, sich darin immer wieder zu erneuern, sich weiterzubilden und sich zu konzentrieren auf dieses Amt. Die Diskussion über die Qualität ist keine Diskussion über Kontrollmechanismen, sondern über eine Kultur der Qualität, eine Kultur des Qualitätsbewusstseins in der geistlichen Leitung einer Gemeinde.

In diesem Sinne müssen wir über Qualitätsbewusstsein, über die Prozesse zur Beurteilung von Qualität, und die Kultur des offenen Diskurses über die Qualität meiner Leistung, deiner Leistung und die Aufgabenerfüllung sehr konkret nachdenken. Da gibt es in einzelnen Landeskirchen schon weiterentwickelte Prozesse und Vorstellungen, wie man das machen kann. Bisher ist die Diskussion über Führungsinstrumente eine eher angstbesetzte Diskussion. Aber wir brauchen diese Diskussion, um als Kirche der Freiheit geistliche Profilierung zu ermöglichen.

Ein dritter Punkt ist die Frage nach der Synodalstruktur. Frau Trösken, Sie stellen das Thema sehr prägnant in den Mittelpunkt. Wir möchten in keiner Weise die Synodalstruktur der evangelischen Kirche an sich in Frage stellen. Das ist eine der größten Assets, die die evangelische Kirche hat. Aber wir stellen fest, dass es im Zusammenwirken der Synoden, der Landeskirchen und der EKD durchaus Verbesserungsbedarf und auch Klärungsbedarf gibt. Das manifestiert sich zumeist nicht in den inhaltlichen Diskussionen, sondern erschreckenderweise eher in den Verfahrensdiskussionen. Diese Analyse hat uns dazu geführt, hierzu eine Bemerkung zu machen, die aber nicht das Prinzip an sich, sondern nur seine Ausformung in der konkreten Form der Zusammenarbeit betrifft.

Die Konzentration auf 100 Gramm Papier hat natürlich jeden herausgefordert, die Vielfalt der Bilder von Kirche und Gemeinde in uns zu aktualisieren. Ist es das, was wir wollen? In 1.000 Gramm hätte man es auch schreiben können. Dann hätte es keiner mehr gelesen und es wäre nicht zu dieser Diskussion gekommen. Daher ist jetzt die Aufgabe, diese 100 Gramm so verantwortlich in die Diskussion der Landeskirchen, der Gemeinden, der Interessengruppen der Kirchen und der Diakonie hineinzubringen, dass wir am Ende auch wieder nur 100 Gramm haben, aber wissen, dass wir alle hinter diesen 100 Gramm stehen.

Die EKD-Synode hat dabei eine ganz wesentliche Funktion. Sie ist hochvernetzt in den Landeskirchen. Werden Sie die Multiplikatoren dieses Diskussionsprozesses. Gehen Sie in Ihre Synoden, in Ihre Gemeinden, in Ihre Werke und diskutieren Sie, was an diesen Impulsen richtig, was falsch ist, was fehlt, was ergänzungsbedürftig ist. Bringen Sie es dann zurück.

Und ganz wichtig ist: Machen Sie dieses Thema zu einem Synodenthema. Ich will mich als Ratsmitglied nicht in Ihre Themenfindung einmischen. Aber ob Sie das zum

Schwerpunktthema machen oder es permanent begleiten: Wichtig ist, dass Sie sich diese Leitungsfunktion holen, aneignen, damit dieses Thema, das die einzelnen landeskirchlichen Grenzen deutlich übersteigt und nicht primär eine Strukturdebatte ist, weitergeführt wird.

Am Schluss lassen Sie mich zwei Dinge aufgreifen. Es wurde der Vergleich mit der Börsenreife eines Unternehmens gezogen. Das reizt mich natürlich, das können Sie sich vorstellen. An dem Impulspapier ist alles andere als die „Börsenreife“ von Kirche das Ziel gewesen. Aber wenn ich Börsenreife eines Unternehmens richtig verstehe, dann hat es zum Ziel, dass sich Menschen in einer sehr vielfältigen, oftmals auch globalen Gesellschaft davon überzeugen lassen, sich zu beteiligen. Es läge mir schon daran, dass dieses Ziel auch hier verfolgt würde, dass die Evangelische Kirche in Deutschland mit der Stärke ihrer Vielfalt und ihrer konfessionellen Ausprägung sich zur Kirche der Freiheit auf dann auch wieder nur 100 Gramm weiterentwickelt.

Meine zweite Bemerkung am Schluss betrifft die Anmerkung zur „Aufwärts-Agenda“. Geht es darum, nur im Sinne von Lied 395 unseres Gesangbuches „den neuen Wegen zu vertrauen“, oder muss es nicht vielmehr darum gehen, wie Lied Nummer 394 deutlich macht: „Nun aufwärts froh den Blick gewandt und vorwärts fest den Schritt“?

*(Beifall)*

### **Präses Rinke**

Ich darf noch zwei Hinweise des Präsidiums zum weiteren Verfahren geben: Wie ich bereits angekündigt habe, sollen zwei Ausschussvorsitzende und zwei Jugenddelegierte die Gelegenheit haben, nach Wittenberg zu fahren. Dazu wird ihnen umgehend eine Einladung zugestellt werden. Außerdem mache ich noch einmal darauf aufmerksam, dass wir zugesagt haben, dass im Anschluss an Wittenberg eine zusätzliche Ausschusssitzung für alle Ausschüsse möglich sein wird. Den Termin werden wir nach Wittenberg dann möglichst schnell miteinander aushandeln.

Dann gab es heute früh noch eine wichtige Anregung, nämlich die Protokollauszüge zum Impulspapier von heute und gestern zu verteilen. Wir werden dieses bis Ende dieses Monats zustellen, das wird das Kirchenamt tun. Außerdem werden wir dafür sorgen, dass dieses Material allen Delegierten von Wittenberg zugestellt wird. Dadurch ist ein ganz breiter Prozess angelegt, und ich bedanke mich noch einmal ganz herzlich für die Debatte des gestrigen und des heutigen Tages.